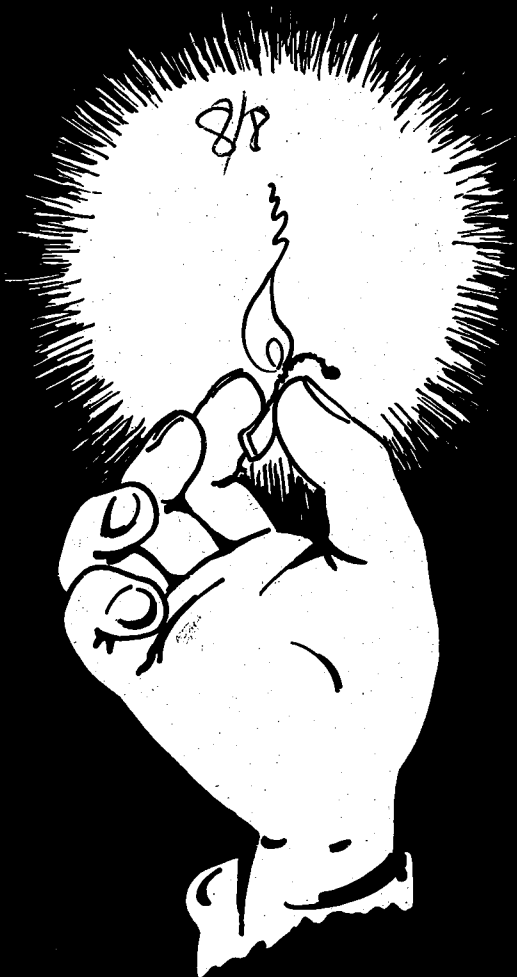


CHURZ VOR EM ABLÖSCHE

21 weitere Kurzgeschichten, die das Leben schrieb



Geeignet als Ferienlektüre

Diese Realsatiren wurden 1991/92 im «Berner Bär» veröffentlicht. Der Autor ist Mitarbeiter der Genossenschaft Migros Bern. Wir danken seiner Arbeitgeberin für ihr Einverständnis, diese Ferienlektüre veröffentlichen zu dürfen und für ihre Unterstützung bei der Distribution.

Churz vor em Ablösche

21 heitere Geschichten, die das Leben schrieb

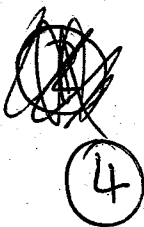
Allen Zeitgenossen gewidmet,
die in diesem Büchlein vorkommen
und die Realisation erst möglich
gemacht haben...

©

Texte: Thomas Bornhauser, Wohlen
Zeichnungen: Beat Sigel, Fraubrunnen
Layout: Eliane Dietrich, Kehrsatz
Satz und Druck: Mastra Druck, Schönbühl

Auf Umweltpapier gedruckt

Vom Hopp-Ring und dem Telumpf



„Erstaunlich, wie man(n) weiblicherseits als Vater gemustert wird, der mit seinen beiden kleinen Kindern werktags, ausserhalb der allgemein gültigen Ferienzeit, in der Stadt herumspaziert. Den besorgten Blicken nach zu urteilen, ist man entweder Alleinerziehender, Witwer, Geschiedener mit Besuchsrecht oder bestenfalls noch Pantoffelheld. Die Möglichkeit, dass Mann für Frau während zweier Wochen einspringt und Ferien bezieht, damit sie einen beruflichen Weiterbildungskurs besuchen kann, wird anscheinend zum vornherein ausgeschlossen. Und dass Vater das Ganze gar noch Spass machen könnte, daran wagen die mitleidigen Frauenaugen wohl gar nicht zu denken. Einverstanden, als ungeübter Hausmann erlebt man so allerhand Überraschungen.“

Bereits beim Zmorgemache ist Krisenmanagement angesagt. Sekundenbruchteile – beachten Sie übrigens die sinnige Schreibart des Wortes «Sekundenbruchteile» – nachdem Mamas Lieblingstasse, dem Gravitationsgesetz folgend, auf dem Küchenboden zersplittert ist, gilt es, sich blitzartig zu entscheiden: Soll das Überkochen der Milch (noch drei Zentimeter unter dem Pfannenrand, Tendenz rasch steigend) oder das sich gleichzeitig anbahnende Ausleeren der Blumenvase unter der Regie Patricks (1) verhindert werden? Panterhafter und instinktiver Sprung zur Milch, derweil es im Wohnzimmer quasi synchron dazu tätscht. Resultatübersicht: Vase noch ganz, Blumen sosolala, – bloss die Wasserlache auf Tischtuch, Stuhl

und Teppich stinkt. Von wegen In-stinkt.

Claudia (4) geht, wie jeden Donners-tag, mit der ihr eigenen, überschäu-menden Lebensfreude in die Spielstu-be Wohlen zu Maria Münger und Mar-cella de Zordo. Borni hingegen küm-mert sich gründlich um den Haushalt, saugt Staub, putzt Fenster, nimmt Böden auf und klopft Teppiche. Und obwohl körperlich durchtrainiert, bin ich nach drei Stunden schweissgebadet, nudelfertig. Zwei aufeinanderfol-gende Vita Parcours nehmen sich da-gegen wie ein fröhliches Einlaufen aus. Claudia-Darling würdigt die väter-lichen Anstrengungen denn auch bei ihrer Rückkehr: «Ouu, lueg emau die schöne Fänschter!» und drückt mit ihren beiden Händen mehrmals gegen die Scheiben. Es richtiges Schätzli.

Als ich den Gärtner zu spielen versu-che, klingelt es. Claudia sprintet, in ge-wohnter Manier, zum Telefon. Noch heute ist unklar, wer angerufen hat. Claudia hat dem/der Anrufer/in klipp und klar gesagt: «Dr Papa het kei Zyt, as Telumpf z'cho.» Und überhaupt: «Muesch nümm alüte.» Hoffentlich war es nicht die Erbtante.

Patrick wirft seinen Glasschoppen nach gehabter Verpflegung kurzentschlossen und in verdankenswerter Weise die Wendeltreppe runter, im hohen Bogen, schwupps. Nach unge-fähr einer halben Stunde sind die Spannteppiche wieder scherbenfrei. Ihr am Vortag in einem Spielwaren-Fachgeschäft für Fr. 6.90 käuflich er-worbener Hopp-Ring hat seinen Geist und Claudia demzufolge ihren Glauben an die Freizeitindustrie aufgege-ben. Ich packe unsere beiden Lieblinge unter den Arm, renne zum Postau-to und marschiere, einmal am Bahn-hof angekommen, auf Anraten einer Nachbarin, zum Ryfflihof. Für nur Fr. 3.90 ist ein, wie sich herausstellen wird, wesentlich stabilerer Hopp-Ring zu haben. Töchterli will ihren

nigelangelneuen Hopp-Dings (früher als Hula-Hoop-Ring bekannt) umsver-worgen selber durch die Lauben tra-gen. Allen Leuten zeigt sie freude-strahlend den Hopp-Ring, die wenig-sten interessieren sich aber wirklich dafür, mit Ausnahme derjenigen, die beinahe darüber stolpern. Weil Pa-trick zu allem auch noch einen seiner Schuhe im hohen Bogen weg-schmeisst, bleiben wir unvermittelt stehen. Eine mittelalterliche Lady läuft auf mich auf. Lautstarkes Ge-schrei, ob ich denn nicht aufpassen könne, das sei ja Blödsinn, mit zwei kleinen Kindern in die Stadt, bei so vie-len Leuten. «Es haben halt nicht alle Leute das Glück, gleich als Erwachse-ne auf die Welt kommen zu können!» rufe ich ihr zornig nach. Blödi Chue, Zwätschge.

Zu Hause angelangt, da will Claudia aber nicht hoppen, sondern mit Papa, Patrick und Freundin Iris auf den Vita Parcours. Henusode. Und so machen wir denn wenig später im Wald unse-re Übungen, Papa mit einem lachen-den Sohn auf den Achseln. Beugen, Strecken, Hüpfen, Wippen. Ich wunde-re mich noch, wie scheinbar mühelos und mit welchem Tempo Claudia und Iris eine bestimmte Stelle meistern, Papa hingegen «überstellt» es dort ge-waltig. Instinktiv (...) halte ich Patrick in die Höhe, damit er nirgends an-oder aufschlägt. Mit Erfolg. Abends zähle ich am Körper hingegen vier rie-sige, optisch sensationell anmutende Blutergüsse und einen überdehnten Rückenmuskel.

Unter uns: Die beiden Hausmannswochen haben mein Selbstvertrauen enorm gesteigert. Diskussions- und hemmungslos betrete ich seither Da-mentoiletten in Hauptbahnhöfen oder Shoppingcenters. Nur dort gibt es nämlich Wickeltische.

Cabaret Rotstift zu Wohlen

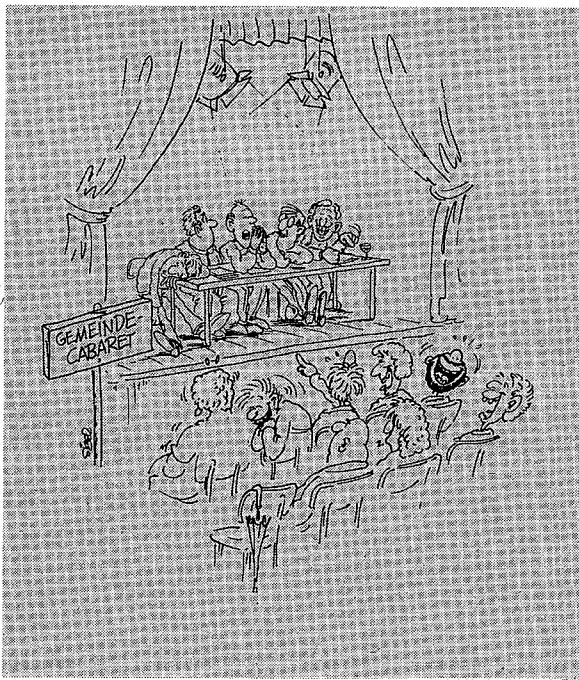
2

Die allerschönsten Episoden schreibt noch immer das Leben, real existierende Satiren eben. Sollten Sie die Möglichkeit haben, direkt die direkte Demokratie – in Form einer Gemeindeversammlung – miterleben zu können: Nichts wie hin! Besonders empfehlenswert sind jene mit schon zum vornherein umstrittenem Budget.

Eine heisse Budget-Debatte ist angesagt, den Weg zum Versammlungsort weisen Feuerwehrleute, vor der Turnhalle Wohlen steht eine Ambulanz. Offenbar muss mit dem Schlimmsten gerechnet werden. Auf dem langen, gemeinderätlichen Tisch stehen

die Namensschilder anfänglich noch verkehrt, weisse Seite gegen die Zuhörerschaft. Ob vorgängig ein «Was bin ich?» stattfindet? Welches Schweindrill möchten S' denn gerne?

Der Vorstandsvorsitzende, sichtlich nervös, begrüsst. Die Stühle in der Turnhalle sind besetzt, er bittet, auf der Tribüne Platz zu nehmen. Der künftige Gemeindepräsident dankt für seine Wahl, seinen geschlagenen Gegnern und für das zahlreiche Erscheinen. Er würde sich, nach eigenen Angaben, freuen, ihm noch unbekannte Leute «in Säriswil, Illiswil oder Mörigen» persönlich kennenzulernen. Räunen in der Menge. Wo liegt Mörigen? Die Tribüne ist jetzt plein à craquer, Bänke werden gesucht. Der Moderator avanciert zum Hypernervösen. Die einstimmige Genehmigung



des Protokolls der letzten Versammlung, Emil-haft vorgelesen, vermag ihn aber vorübergehend zu beruhigen.

Ein SP-Mann stellt einen Ordnungsantrag und fordert Rededisci- plin, ver- stösst aber gleich selber dagegen. Ein nicht auf den Kopf gefallener Bürger stellt den Antrag, die Traktandenliste total umzukrempeln und zuallererst darüber zu debattieren, ob überhaupt Geld zum Ausgeben vorhanden ist, statt umgekehrt. Erste Schlappe für die Politiker, das Volk stimmt zu. Nüt gsi, mit Warmloufe. Die nachfolgenden Äusserungen des Techni- schen Delegierten werden lediglich durch das Aufstellen zusätzlicher Bänke gestört. Macht nichts, die projizierten Folien sind ab Reihe vier ohnehin unleserlich, wie immer und überall. Und überhaupt steht die Leinwand nicht optimal: Wird sie nach rechts gedreht, motzen die Linken, und umgekehrt. Wie in der Politik. Herr Häusler schliesst den Reigen der Ankömmlinge, knapp bevor die ersten Bürger die Turnhalle schon wieder verlassen.

Die Diskussion ist lanciert. Der Gemeinderat beantragt eine Steuererhöhung um vier Zehntel, die Finanz- und Geschäftsprüfungskommission um deren drei – es geht nichts über Einigkeit. Kopf oder Zahl? Herr Eichenberger möchte den Steuersatz belassen, wie er ist. Herr Sutter schliesst fünf Zehntel nicht aus, Herr Kurmann sagt kurz und bündig und klar, dass zwei genug sind. Herr Diskussionsleiter zeigt eine Folie, sie steht kopf, etwa so wie der gemeinderätliche Vorschlag(hammer). Ein FDP-Delegierter möchte seine Vorredner nicht wiederholen, tut es freundlicher Weise aber doch. Schade, schlägt niemand vor, Wohlen mit einer Grossbank zu fusionieren – der Antrag hätte alle Chancen gehabt. Wie dem auch sei: Nach einem Abstimmungssalat à la façon

du patron bekommen die Politiker den Hauptgang serviert. Zwei Zehntel sind genug. Und, als Omelette surprise: Bei ausgeglichener Rechnung.

Unmittelbar danach will der Gemeinderat den Erlass einer Neuregelung für die Entschädigung der Behördenmitglieder beliebt machen. Anders ausgedrückt: Man möchte sich selber mehr Geld gönnen. Eh ja. Kohlen holen in Wohlen, sozusagen. Herr Sutter schlägt vor, dass alle Gemeinderäte, im Sinne der, ich zitiere, «praxisnahen Ausbildung in der Legislative einer Gemeinde» einmal pro Monat ihre ungelösten Probleme mit einer Erwachsenen-Schülergruppe besprechen, lösen und dazu erst noch Kursgeld zugunsten der notleidenden Gemeindekasse einspielen. Des is e Gaudi. Leider fällt sein Antrag durch, jener des Gemeinderates allerdings auch. Als Herr Dietsheim dem Vorstandsvorsitzenden coram publico einen Batzen für das nächste Bier spendiert, ist's für den Vizegemeindepräsidenten fertig lustig. Er will die Versammlung platzen lassen. Seine Kollegin und Kollegen überreden ihn. Schade, das wär was gewesen.

Als Nächstes will die Gemeinde eine Liegenschaft kaufen, weil die Gelegenheit scheint's so günstig ist. Nun gut, zwar hat man kein Geld, dafür weiss man nicht, wie man das Gebäude in Zukunft nutzen will. Macht doch nüt. Als ein fachkundiger Bürger (nein, nein, nicht der Schreibende) Fragen zu besagtem Geschäft stellt, da wird er allen Ernstes unter anderem auch darauf hingewiesen, dass dies nicht der passende Ort sei, sich finanztechnisch profilieren zu wollen. Momol, man hätte mir diese schnoddrige Antwort geben sollen. Hoppla, fast hätte ich es vergessen: Auch dieser gemeinderätliche Vorschlag ging bachab. Und ich vorzeitig nach Hause.

Es gibt – vermögende Ausnahmen bestätigen die Armutregel – vermutlich kaum ein Thema, welches die Bevölkerung zu einer derartig verschworenen Glaubensgemeinschaft schweißen kann, wie die Feststellung, dass «man» (ebenfalls) zuviel Steuern bezahlen muss. Nun besteht die Möglichkeit, den Wohnort zu wechseln oder sich einen attraktiven Briefkasten in Zug, Vaduz, Liberia oder Panama zu leisten. Abgesehen davon: Es geht auch anders, auf weniger anrühliche Art und Weise...

«Frau, wir bezahlen eindeutig zuviel Steuern!» Mit dieser Jahrhundertfeststellung und für jede Bürgerin und jeden Bürger nachvollziehbaren Bemerkung überraschte ich vor längerer Zeit den Vorstand unseres Haushaltes. «Dann unternimm gefällig etwas dagegen», heisst es postwendend. Also gehe ich in mich, hocke an die Schreibmaschine (Underwood 1926, um den familiären Notstand optisch auch gegen aussen zu dokumentieren) und beginne, unsere schier verzweifelte Lage zu Papier zu bringen.

Es muss eine glückliche Fügung des Schicksals gewesen sein, dass irgendwann im Verlaufe der folgenden Wochen eine gute Fee den eingangs erwähnten Brief entdeckt, geöffnet und auf das Pult eines Sachverständigen bei der Veranlagungsbehörde Mittelland gezaubert hat. Der langen Rede kurzer Sinn: «Tomas», steuerbehördlich geheimnisumwittert ohne «h» geschrieben, dieser Tomas B. erhält eines Tages die Aufforderung, persönlich anzutragen. Was dieser dann auch tut. Schön artig, was normalerweise überhaupt nicht seinem Naturell entspricht. Im Büro von Herrn Berner* bekomme ich allerhand wis-

Steuer-Mann ahoi!



enswertes Fachchinesisch zu hören; erfahre von Gewinnungskosten, Erwerbseinkommen, Zwischenveranlagungen, Veranlagungsverfahren und wie ich selber allgemein und überhaupt veranlagt bin. Nach diesem 5-Minuten-Monolog zeigt Maestro, wie er im Dreivierteltakt und Zweifingersystem virtuos in die Schreibmaschinentasten hauen kann. Gegenseitig ratifizieren wir dann gemeinsam das neue Vertragswerk.

Einige Tage später der schriftliche Bescheid, im jüngsten bilateralen Abkommen hätten sich «leider» kleine Fehlerteufelchen eingeschlichen, und ich solle doch so gut sein und «die falsche Berechnung» entschuldi-

gen. Die jetzt (höheren) gültigen Zahlen liegen bei. Trotz dieses unerwarteten Zwischenfalles erscheint der Pöster plötzlich mit zwei ansehnlichen Rückerstattungsbelegen. Gleichen tags beehren wir, zumindest im Geiste, der Reihe nach Hotelplan, die Münsterkellerei, Gübelin und die Ford-Garage Willy, lassen es aber in Tat und Wahrheit vorerst mit einer ohnehin längst überfälligen Visite bei Herrencoiffeur Berset bewenden.

Undankbarer, aber kritischer Zeitgenosse, der ich nun einmal bin, sprechen wir, Rückerstattung hin oder her, gegen die neuen Zahlen wieder ein, wenn Sie wissen, was damit gemeint sein muss. Monate später folgt der zweite Marschbefehl: Übernächster Montag um 14 Uhr. Punkt 14.00 Uhr stehe ich am Empfangsschalter. Zeit ist Geld.

Die niedlichen Flügeltürchen des Empfangsschalters aus undurchsichtigem und höchstwahrscheinlich kugelsicherem Glas sind noch geschlossen. Klopf klopf. Nachdem mein fremdländisch klingender Familienname erst beim dritten Anlauf die Lippen verständlich artikuliert verlässt, wird Herr Andy* voravisiert. Offenbar derangieren wir ihn, er gibt sich noch besetzt, mir wird beliebt gemacht, Platz zu nehmen. Einige Minuten später ist Herr Andy zum Showdown parat. Auf in den zweiten Stock. Dort angelangt, wiederholt sich das Klopf klopf an der Türe. Zugegeben, absichtlich etwas kräftig, aber eben, man weiss ja nie ... Wie ein bereits vorverurteilter Delinquent beim Untersuchungsrichter setzte ich beschämt vor dem Steuerexperten. «Herr Bornhauser», eröffnet er mit Hoffnungslosigkeit verbreitender Tonlage, «Ihre Einsprache müssen wir zurückweisen.» Auch das noch. Die Begründung ist paragraphenbelegt: In einer 3½-Zimmer-Wohnung darf man keinen steuerlich befreiten Raum für nachweisbare geschäftliche

Arbeiten beanspruchen, weil eine vierköpfige Familie alle Zimmer «mit Bestimmtheit» privat voll ausschöpfen würde. Ich unterstütze Herrn Andy in dieser Annahme. Er strahlt. «Nur», stelle ich beschämt fest, «hat unsere Familie das unverdiente und unverschämte Glück, ein kleines Reichen-Einfamilienhaus mit 4½ Zimmern und Papas Büro bewohnen zu können». Andy widerspricht: «Hier», so winkt er triumphierend mit einem Fackel, «hier steht eindeutig 3½ Zimmer». Auch diese Tatsache kann ich ihm bestätigen, füge aber hinzu, jenes sei allerdings nicht meine Handschrift, diese 3½-Zimmer-Feststellung hätte jemand wohl «Handge-lenk-mal-Pi» in der Steuerverwaltung gemacht. Andy schwankt wie ein Boxer vor dem technischen K.O. «Die Bornhausers haben 4½ Zimmer und ein Büro im Untergrund, ehrlich.» Andy wirft das Handtuch. Er beginnt damit, die neuen Zahlen aus seinem Tischrechner zu peitschen. Wäre der Rechner eine Schildkröte gewesen, Herr Andy hätte den WWF, den Tierschutz und Franz Weber gleichzeitig auf dem Hals. Eso toube isch dä gsi.

Nun ist selbst dem weniger geneigten Leser klar, dass der amtliche Bumerang nach diesen entlarvenden Zeilen auf mich zufliegen und irgendwann mit einem Volltreffer und Abschuss enden muss. Ein Tip, Ihr da an der Gerechtigkeits(!)gasse 64: Die lukrativen Honorare für diese Satiren im «Berner Bär» fehlen tatsächlich bei den Gewinnungskosten auf der Steuererklärung. Bevor Sie die Messer wetzen: Die Einnahmen sind nicht hinterzogen. Ich schreibe gratis. Ob nicht schon allein diese Tatsache eine weitere Rückerstattung wert wäre? Klopf klopf...

*Namen ausnahmsweise geändert.

Bürogummi als Verkaufs- kanone

3

X

„*Sehr viele Berufsstände werden in der Öffentlichkeit noch immer völlig falsch eingestuft. Public Relations- oder Werbeleute, Berufsrichter, Politiker und Erzbischöfe werden masslos über-; Floristinnen, Krankenpflegerinnen und Verkäuferinnen vollkommen unterschätzt. Das ändert sich jeweils schlagartig, hat man mit Vertreterinnen und Vertretern entsprechender Sparten zu tun.*“

Zwischendurch, da packt es mich, allzu Selbstsichere zu provozieren, scheinbar allzu Klares zu hinterfragen oder eigene Vorurteile abzubauen. Und da kann es durchaus vorkommen, dass ich mich mal stundenweise als Verkäufer, Kassier und Magaziner in Personalunion versuche, damit ich mir wieder einmal bewusst bin, was für einen anspruchsvollen Job sehr viele Verkäuferinnen und Verkäufer eigentlich leisten; nicht bloss in der Migros, wo ich beschäftigt bin (als Bürogummi, wie es im Volksmund zuweilen heisst).

Weil sich die dummen Ladengestelle noch nicht von selber auffüllen – das wär mal was! – ist vor Ladenöffnung Handarbeit angesagt. Selbstverständlich will ich mich nützlich machen,

beim Abpacken des ofenfrischen Brotes und einiger kalorienträchtiger Stückli. «Womit soll ich anfangen?» – «Am liebsten mit den Berlinern, fünf Stück pro Sack.» Das Lächeln der Kollegin deute ich fatalerweise als Dankbarkeitsbezeugnis einem Freiwilligen gegenüber. Spätestens nach der sechsten Sackabfüllung mit total verklebten, verzuckerten und verkrusteten Fingern, komme ich der Wahrheit näher. «Am liebsten mit den Berlinern...» Luschtig.

Weil ich auch Sorgen und Nöte der Kassiererinnen kennenlernen will, habe ich vorgängig einen Intensivkurs für aktuelle Aktionspreise belegt. Mit Erfolg. Alles gespeichert: Röstli im Beutel Fr. 1.90, Slipereinlagen 30 Rappen günstiger, Suprême des Ducs (das ist ein Käse) Fr. 3.50, PLUS-Reinigungsmittel minus 50 Rappen, Haartrockner Fr. 24.– statt Fr. 30.–, sechs Freiland Eier Swiss made Fr. 2.60, Fahrradkettenspray Fr. 12.–, Katzensvollnahrung 60 Rappen billiger, aber bloss die 800 Gramm-Packung. Miau.

«Können Sie mir sagen, wo die Kokosflocken sind?», will eine Kundin wissen. «Die Kokosflocken?» – «Exakt, die Kokosflocken.» – «Aha ja, die Kokosflocken, die...» Schtärnecheib, was sind das, Kokosflocken? Wozu braucht man denn überhaupt Kokosflocken? Zum Waschen vielleicht? Damit die Wäsche kokosfrisch riecht? Gott sei Dank kommt just in diesem Moment eine Lehrtochter vorbei. Seither weiss ich nicht bloss, wo die blöden Kokosflocken zu finden sind, sondern auch, wozu sie gebraucht werden. Eines sei verraten: Zum Waschen braucht man sie nicht. Schon gar nicht zum Vorwaschen.

«Herr Bornhuser, a d'Kasse bitte, Herr Bornhuser», tönt es über die Lautsprecheranlage. Weshalb, zum Teufel, männövriere ich mich eigentlich immer und immer wieder vorsätzlich in die

unmöglichsten Lebenssituationen? Bornhauser kommt sprichwörtlich «a d'Kasse» ...

Sei's drum, als ich nach dem Startknopf für das Förderband suche, da drücke ich – Ehrenwort! – eine Art Alarmknopf. Erste, unübersehbare Schweissperlen kullern diskret über den Brillenrand. Blick zur Kundin: «Entschuldigen Sie bitte, ich bin neu hier». Ihr verständnisvolles Nicken bedeutet etwa soviel wie: «Ich merke es, du Trottel!». Der Filialleiter eilt zu Hilfe. Zweiter Anlauf, beim dritten Fehlstart wird man disqualifiziert.

Die ungefähr zwölf Artikel meiner ersten Kundin tippe ich danach vollkommen fehlerfrei. Dann der Druck auf «Subtotal». Ich erhalte eine Fünfundzigtote zum Austausch und betätige danach einen offenbar nicht dafür vorgesehenen Knopf. Pfeifkonzert in D-Dur, so schätze ich.

Wie ich Überglücklicher aus zuverlässiger Quelle vernommen habe, wurde besagte Kundin am Tag darauf wieder im Laden gesehen. Es geht eben nichts über Vertrauen. Wenn nicht in den Kassier, so doch in die Firma. Gut so.



Frei oder nicht frei?

„Kabarettisten, so besagt es jedenfalls das Lexikon, überzeichnen das Leben. Einzelne sorgfältig ausgewählte und rhetorisch aufgebaute Ereignisse enden dann als sogenannte Pointen. Bloss ist das der Lebensweisheit nicht

letzter Schluss. So kommt es vor, dass Hohler, Kishon, Schneyder+Co. mühelos und unverkrampft übertroffen werden: Von der Situationskomik des Alltags.“



«Ist der 1. August 1991, angesichts der 700-Jahr-Feier unserer Eidgenossenschaft, im Kanton Bern ausnahmsweise ein offizieller Feiertag und somit arbeitsfrei?»

Typisch Peter Everts, mein Chef. Gradlinig, ohne Firlefanz. Eine klare, geschlossene Frage. Ja oder nein? Ist er es, oder ist er es nicht? Was tut der brave Mann? Exakt, er denkt, frei nach Schiller, an sich selbst zuletzt und delegiert die Schicksalsfrage. An die Volkswirtschaftsdirektion des Kantons Bern, beispielsweise.

Die volkswirtschaftliche Telefonistin verbindet. Der nächste Gesprächspartner gibt sich aufmerksam: «Eine interessante Frage, die Sie da stellen.» (So bin ich halt.) Womit seine Schuldigkeit fürs erste aber getan wäre: «Rufen Sie doch mal den Personaldienst an, die müssten das eigentlich wissen. Ich gebe Ihnen mal drei Nummern zur Auswahl, schreiben Sie auf.» «Nummern», das ist der richtige Ausdruck. «Nummern», das sind sie nämlich tatsächlich, meine kantonalen Dialoge 3-5. Zirkusnummern... Eine sagt ja («Wir haben jedenfalls frei, das weiss ich!»), einer mit Bestimmtheit nein («Ich kann mir das drum fast nicht vorstellen»), der dritte glaubt, es sei noch nichts entschieden und holt dann zum grossen Coup aus: «Die Staatskanzlei müssen Sie fragen, kontaktieren Sie die Staatskanzlei.» Gesagt, getan, ich kanzliere mit dem Staate Bern. Herr Sechs verweist an Frau Sieben und jene an das Amt für Information.

«Knopflochers Klausur im Hause von Fründe» alias Ces Keiser in Ehren, aber langsam wirkt die behördlich angeordnete Telefon-Odyssee peinlich. Dann! Der alles entscheidende Geistesblitz: «Wenn es schon niemand beim Kanton weiss, dann sicher Loeb», geht es mir durch den Kopf. 21 71 11. «Klar ist der 1. August heuer offizieller Feiertag», sagt jemand, der

es wissen muss. Alles klar. Auch der Handels- und Industrieverein bejaht ausdrücklich (HIV positiv, heisst das dann wohl). Etwas weniger sicher ist sich da der Vertreter der Gewerkschaft VHTL: «Der Grosse Rat stimmt demnächst darüber ab.» Die (arbeiterfreundliche) SP des Kantons Bern zweifelt. Bleiben als zuverlässige Auskunftsquellen noch die Kantonsredaktionen der Medien. «Der Bund» verweist an die Vize-Staatschreiberin, welche sich aber, so ein Mitarbeiter, auf einem Ausflug befindet, die «BZ» verneint vehement, Radio Förderband glaubt mit mindestens «51%iger Sicherheit» an einen Nichtfeiertag und das «Regi»-Team DRS führt umgehend eine Mitarbeiter/innen-Umfrage durch. Zwei ja, zwei nein, eine Enthaltung.

Aufschlussreich die Antwort des Kaufmännischen Verbandes. Chronologischer Wortlaut unseres Gesprächs: «Ja. Der 1. August ist 1991 im Kanton Bern offizieller Feiertag.» – «Danke für die Auskunft. Sind Sie auch ganz sicher?» – «Klar. Ich habe das mit unserem Rechtsdienst abgeklärt!» – «Fein. Verbinden Sie mich mal mit dem Rechtsdienst?» – «Sicher. Moment schnell.» Beim Warten auf die in Aussicht gestellte schnelle Rechtsverbindung vergehen erst einmal acht Minuten – während dieser Zeit, Hörer zwischen Achsel und Kopf eingeklemmt, schreibe ich drei handschriftliche Memos an Kollegen, trinke ein Pepsi Light, nehme auf dem gegenüberliegenden, freien Ohr zwei andere Gespräche entgegen und wundere mich zusehends. Dann hänge ich auf. Nochmaliger Anruf an die KV-Hauptnummer. Besetzt. Das Spielchen wiederholt sich zweimal in den folgenden fünf Minuten. Dann, endlich: «Kann ich bitte mit jemandem vom Rechtsdienst sprechen?» – «Leider nein, es ist niemand mehr da.»

Aha.



Zurück zum Kanton. Frau Acht vom Amt für Information schlägt freundlich vor – weil selber ebenfalls unwissend –, dass ich mit ihrem Chef verhandle. Letzterer ist aber, wie sich herausstellt, noch nicht «aus dem Mittag» zurück, so dass mich ein anderer Mitarbeiter, Herr Neun, mit ermunternden Worten zum KIGA vertschuttet. Dort kommt beinahe eine Art Feststimmung auf, meinerseits zumindest. Herr Sowieso – nennen wir ihn konsequenterweise Herrn Zehn – wird kundgetan, dass er mein Jubiläums-Telefonpartner seitens des Kantons in dieser verzwickten und scheinbar überaus brisanten Angelegenheit ist. Lustig findet er diese Feststellung nicht und schickt mich zum BIGA, wo Herr Elf umgehend das KIGA empfiehlt. Ein Geschenk des Himmels: Irgendwo auf den Notizen steht einsam und verlassen das Wort «Parlamentarierdienste», mit einer Telefonnummer. Na denn.

Der Arbeitgeberverband VAB gibt seinem ehrlichen Bedauern Ausdruck, nicht unmittelbar weiterhelfen zu können («ein komplexes Thema»), und die Mitarbeiterin des Verbandes Berner Gemeinden will wissen, wozu

wir – zum Teufel ja, weshalb eigentlich! – diese Information überhaupt benötigen würden, kann aber auch keine schlüssige Antwort geben. Überall hinterlasse ich unsere Telefonnummer – mit der Bitte zurückzurufen, falls jemand zufälligerweise fündig würde. Zwei bis drei zusätzliche Eintragungen in der noch unentdeckten Kartei unheimlicher Patrioten sind mir sicher.

Herr Zwölf vom Kanton erklärt sich für «nicht auskunftsberechtigt» und verbindet mit Kollege Dreizehn, der mich, *nomen est omen*, nach Strich und Faden zusammenstaucht, weil sich mittlerweile die gesamte Volkswirtschaftsdirektion (Zitat) «meinetwegen» mit dem 1. August 1991 beschäftigen würde. Hoppla, pardon. Sygseso, nach einem kaum erwähnenswerten Kurz-Intermezzo mit einer überaus freundlichen Frau Vierzehn, kommt seitens Herr Fünfzehn endlich, endlich Morgenröte (in welcher wir Eidgenossen ja dahertreten...) auf. Er übergibt den Telefonhörer Herrn Leiser, der mich kompetent aufklärt. Später rufen noch Vertreter des KV's und des Verbandes Berner Gemeinden an. Sie bestätigen die Angaben von Herrn Leiser. Hurra!

Bitte? Sie möchten jetzt wissen, wie sich die Situation am 1. August im Kanton Bern präsentiert? Kein Problem, am besten, Sie fragen bei der Kantonalen Volkswirtschaftsdirektion nach, Tel. 031 69 41 11. Jene Leute wissen es jetzt bestimmt. Viel Glück!

Vor wenigen Monaten wurde Patrick, unser Jüngster, getauft. Brav helvetisch versammelte sich die gesamte Taufgesellschaft vor dem (un)freiwilligen Kirchengang bei uns zu Hause in Wohlen. Dies mit dem Hintergedanken, dass diejenigen, die einander bisher nur so vom Hörensagen her kannten (Originalton meiner Mutter: «Was isch das für eine, dä Götti, dä Matthias Mast?»), sich offiziös beschnuppern konnten. Und obwohl Monika und ich grobfahrlässigerweise keine Generalprobe der «Anfahrt-Zeremonie» nach Bethlehem geübt hatten, wussten wir beide, dass rund um die St. Mauritius-Kirche herum an einem Sonntag genügend freie Parkplätze zur Verfügung stehen würden. Alles klappte denn auch perfekt, sämtliche Fahrzeuge konnten problemlos parkiert werden, die Tauffamilie stand kurz danach in corpore und erwartungsfroh im Regen vor der Kirche und wartete auf weitere Regieanweisungen. Meinerseits. Weil ich mich doch mit Pfarrer Josef Ambühl im Detail abgesprochen hatte. Bloss ... da war kein Pfarrer Ambühl. Auch kein Katechist namens Meienberg. Da war überhaupt niemand. Weil es nämlich die falsche Kirche war. Ein zufälligerweise vorbeispazierender, fremdländisch sprechender Zeitgenosse gab dann den entscheidenden Tip, «es» doch 800 Meter weiter vorne zu versuchen. Bingo.

Post Wohlen (Posthalter Jürg Dreier bringt mich um ...): In der drei, vier Personen umfassenden Kolonne schiebt eine Dame einen unscheinbar scheinenden Zettel über den Schaltertisch. Die diensttuende Postbeamtin wird kreideweiss im Gesicht – nicht, weil es sich dabei um eine «Das ist ein Überfall. Geben Sie alles Geld her!»-

Notiz handelt, sondern um einen bar auszuzahlenden Postcheck. Kurz: Es ist zuwenig Geld in der Kasse, um die Auszahlung vorzunehmen zu können; der Chef schnell weg, der Tresor anscheinend abgeschlossen, der Zugang zu den Moneten verwehrt. Deshalb ganz eilig und artig und diskret die schier verzweifelte Frage in die Runde, ob jemand vorher doch noch «so gut sein könne» und schnell eine Einzahlung machen würde. Der unmittelbar folgende Klient will, sein vergleichsweise mickriger Betrag hilft jedoch auch nicht aus der Pat-sche. Erst als der in jeder Beziehung gewichtige Sanitärinstallateur René Mayer zur Tat schreitet und glatte Fr. 1700.– einzahlt, kann sich der nationale Monopolbetrieb aus der misslichen Lage befreien und den Check auszahlen. (Ehrlech Jürg, es isch würklech eso passiert.)

Viele Gastronomiekritiker haben das Gefühl, sie persönlich hätten das Gelbe vom Ei erfunden. Woher ich das weiss? Als «Schlemmer» habe ich einige Zeit im «Berner Bär» inkognito viele Köche und Restaurantbesitzer beglückt. Dabei gibt es eine Episode ... aber lesen Sie selber: Bernhard Stirnemann ist nicht bloss ein erfolgreicher Troubadour und Lehrer, sondern auch ein begnadeter Koch. Als wir beide einmal im «Commerce» sassen und uns gastro-kulturelle Gespräche zu Gemüte führten, da wurden wir vom Kellner plötzlich mit der Frage nach Dessertwünschen über-rumpelt. Bernhard Stirnemann empfahl spontan ein, wie sich später herausstellen sollte, göttliches Zabayone. Ich lehnte vorerst allerdings ab, unter Berufung auf die Tatsache, dass ich nicht gerne Glace hätte. E Guete.

S'Hübscheli und s' Pouletbrüstli . . .

„Der unaufhaltsame technische Fortschritt – hat hier jemand Fortschritt gesagt? – lässt Episödchen, die das Leben erst lebenswert machen, in Vergessenheit geraten. Was ist beispielsweise schon das dekadente, fehlerfreie Korrespondieren auf einer Textverarbeitungsanlage im Vergleich zum mühseligen Briefeschreiben auf einer Vorkriegs-Underwood, wo noch Finger-muskeln, Kohlendurchschlagspapier und TippEx-Blättchen gefragt sind? Eben. Und auch die Banken und die PTT mit ihren automatischen Zahlungsaufträgen und dem bargeldlosen Zahlungsverkehr machen sich bei unserer Verarmung mitschuldig.“

Langsam aber sicher gehöre ich einer aussterbenden Spezies an: Jener Gattung nämlich, die ihre monatlichen Zahlungsverpflichtungen noch höchstpersönlich am PTT-Schalter vornimmt. Mit gelbem Quittungsbüchlein, im PTT-Fachjargon «Empfangsscheinbuch» genannt, dreimal durchgerechnetem Additionszettel und allem, was sonst noch so dazugehört. Und das selbstverständlich – wenn schon! – jeweils am letzten Samstagmorgen eines jeden Monats zwischen neun und zehn Uhr, exakt dann nämlich, wenn sich Hunderte von (noch) Gleichgesinnten vor den Ein- und Auszahlungsschaltern zu treffen pflegen.

Die Ausgangslage mit der alles entscheidenden Frage bei diesem zwölftmal jährlich stattfindenden zeremoniellen Kreuzzug ist für sämtliche Ein-

zahlungswilligen dieselbe: Bei welcher Kolonne stehe ich an? Wo kommt man aller Wahrscheinlichkeit nach am schnellsten zum PTT-Croupier? Wie oft im Leben, so sind auch hier die «alten Hasen» im Vorteil. Denn: Nur ganz, ganz selten führt die an Personen kürzeste Kolonne zum Erfolg. Menschenkenntnis ist gefragt, Kombinationsgabe, Kalkül, Selbst- und Gottvertrauen.

Falls Sie Schwierigkeiten bekunden, die Lage zu Ihrem Vorteil analysieren zu können, empfehle ich Ihnen wärmstens, diese Kurzgeschichte und Lebenshilfe herauszureissen und in Ihrem Portemonnaie aufzubewahren. Nachstehend die verschiedenen Kategorien von Zeitgenossen, wie sie sich an besagten Samstagen zu versammeln pflegen – und was Sie alles von ihnen erwarten dürfen.

Der Schwätzer: Er kommt ausnahmslos in den Reihen der PTT vor. Hält sich immer zu zweit gut sichtbar hinter einem noch unbesetzten Einzahlungsschalter auf. Es geht dem Schwätzer nur darum, die wartende Kundschaft zu verunsichern und der trügerischen Hoffnung erliegen zu lassen, in wenigen Augenblicken könnte ein zusätzlicher Schalter aufgehen. Fehlanzeige: Der Schwätzer will bewusst provozieren und seine Macht unterstreichen. Mit Verachtung strafen.

Der Unbekümmerte: Der Unberechenbare. Verkürzt sich die Wartezeit mit Zeitunglesen. Seine Unbekümmertheit führt aber mitunter dazu, dass sich Frechdachse – von ihm un-

beachtet – vor ihm einreihen können, so dass sich die Wartezeit jener Kolonne verlängert. Faktor 5.

Der Oldie: Viele ältere Leute garantieren für eine rasche Abfertigungszeit, weil sie nurmehr wenige Einzahlungen zu tätigen haben und immer richtig zusammenzählen. Faktor 2.

S'Hübscheli: Jüngere, hübsche Damen sind echte Unsicherheitsfaktoren (wie so oft). Meistens handelt es sich um Coiffeusen, Verkäuferinnen oder Serviertöchter, die Unmengen von noch unsortierten Münzen umtauschen wollen. Gute Nerven sind Voraussetzung, wenn Sie diese Damen in Ihre Rechnung miteinbeziehen wollen. Faktor 7.

Der Ausländer: Harmlos. Nur in ganz seltenen Fällen wird noch Geld «auf die Umständliche» nach Hause überwiesen. Berücksichtigt zu 99 % einheimisches Schaffen wie Steueramt (sofern nicht automatisch – sicher ist sicher – vom Lohn abgezogen), Berner oder Secura, Caritas, American Express und Betty Bossi. Faktor 4.

Der Hanswurst: Spielt gut sichtbar mit Mercedes-, BMW- oder vorzugsweise, mit Porsche-Schlüsselanhänger (Fahrzeug von der Bank Prokredit gesponsert). Hemd meistens um einen Knopf zu weit geöffnet, damit

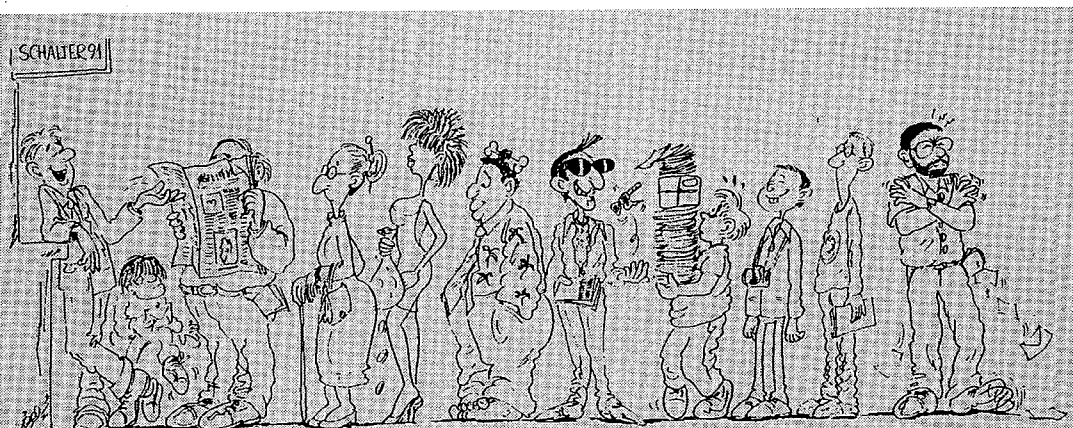
das solariumgebräunte Pouletbrüstli zu sehen ist. Goldkettchen um Hals und Handgelenk. Bringt es nie zustande, korrekt zusammenzuzählen, findet unüberhörbar alle Ausreden, weshalb dem so ist. Faktor 6.

Der Lehrling: Die schlimmste Sorte. Wird vom Lehrmeister und den Mitarbeitern für private Botengänge missbraucht. Ist er scheinbar mit einer Einzahlung fertig, folgt die nächste, die übernächste ... Faktor 8.

Der Tourist: Er steht lange und vergeblich für die berühmten Swiss stamps an und muss zum Schluss den Schalter wechseln. Die mit Abstand schnellste Sorte. Smile! Faktor 1.

Der Intellektuelle: Runde Brillengläser und so. Hat in der Regel wenig einzuzahlen, berücksichtigt per PTT höchstens WoZ, SPS, ISC oder WWF. Faktor 3.

Die Summe aller Faktoren einer Kolonne dividiert durch die Anzahl derer Individuen ergibt einen Koeffizienten, der, liegt er, multipliziert mit der Anzahl Anstehender, im Bereich von Pi, ein kurzes und schmerzloses Anstehen garantiert (alles klar?). Vergessen Sie aber allen Hochrechnungen und Trendforschungen zum Trotz nicht, dass die Schalter samstags um 11.00 Uhr ... schliessen.



Imobersteg?

Oberholzer?

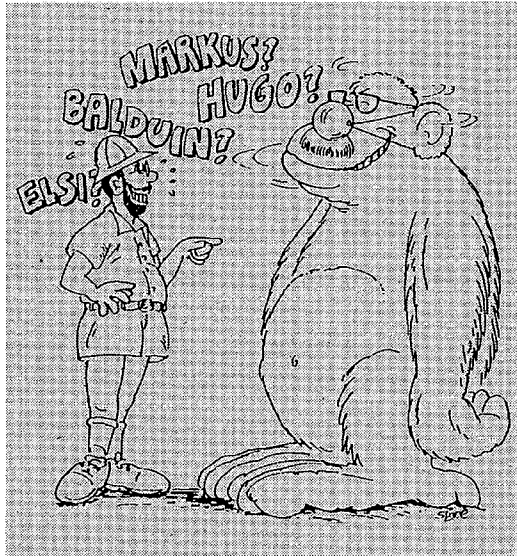
Aufdermauer?

Drei scheinbar unscheinbare Familiennamen – aber sie alle stehen stellvertretend für ein- und dasselbe Drama. Jenes nämlich, wenn man Familiennamen rasch zu vergessen oder zu verwechseln pflegt und sich bei einer unerwarteten Begegnung mit völlig untauglichen Eselsleitern zu erinnern versucht. Viele Leute glauben, Namensvergesslichkeit habe mit älter werden den Gehirnzellen zu tun. Falsch. Na ja; teilweise, zumindest. Jeden Tag begegnen wir neuen Gesichtern, und jedes Antlitz beansprucht einen eigenen Familiennamen. Irgendwann ist der Speicher voll, der Absturz ist unvermeidlich.

Meine körperliche Unvollkommenheit manifestiert sich nicht erst mit dem wöchentlichen Einturnen bei der Männerriege des TV Kirchlindach. Sie beginnt bereits beim Umkleiden, genauer gesagt, beim Betreten der dafür vorgesehenen Kabine. Auch ich gehöre nämlich der vermutlich grössten Zunft unseres Landes an, der (amtlich noch nicht beglaubigten) «Vereinigung namensvergesslicher Zeitgenossen VnZ». Je älter man wird, desto mehr Leute lernt man kennen. Und umso dramatischer zeigt sich der Grund meiner diesbezüglichen Vereinszugehörigkeit. Zeitweise bin ich

froh, überhaupt noch den eigenen Vor- und Nachnamen ohne grosse Überlegungskünste mehr oder weniger verwechslungsfrei, spontan und ohne zu stottern aussagen zu können. Am allerliebsten sind mir deshalb Situationen, bei denen mir mindestens zwei unbekannte Bekannte oder bekannte Unbekannte über den Weg laufen. Ein überzeugendes «Grüessech mitenang!» erleichtert vieles, fördert das Image. Vor allem, wenn sich nach dem Geplauder herausstellt, dass man sich im Leben überhaupt noch nie begegnet ist.

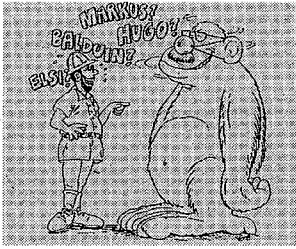
Zurück aber in die Umkleidekabine: Wenn irgendwie möglich lasse ich einem Turnkameraden beim Betreten den Vortritt, damit ich – möglichst unauffällig – mithören kann, welchen Namen er bei wem zur Anwendung bringt, um anschliessend scheinbar mühelos und spielend und lautstark nachzudoppeln. Bloss... das funktioniert leider nicht immer. Und so nimmt das Missgeschick dann seinen Lauf, ungefähr nach folgendem Strickmuster: Heisst der noch «halbblutt» dastehende Fritz wirklich Fritz, nicht etwa Ernst oder eventuell Fred? In der Ecke allerdings, Welch Höhenflug für das angeschlagene Selbstvertrauen, kleidet sich Erwin um. Bist du sicher? Ist es nicht Ueli, Walter, Hanspeter, Kurt oder René? Peter?



Kein Mensch kann sich vorstellen, was für ein Spiessrutenlaufen das jeden Mittwochabend ist. Wieso können die Verantwortlichen des TV Kirchlindach ihren bestandenen Mannen nicht adäquate Turnerleibchen verpassen, auf denen der Name klar ersichtlich aufgedruckt ist? «Nedomansky 14», «Cruyff 14», «Gretzky 99», «Peugeot 203» und «Bond 007» waren oder sind sich ja auch nicht zu schade dafür. Das Allerschlimmste, was einem diesbezüglich passieren kann, ist, sich in trügerischer Sicherheit zu wiegen und ein Gespräch aktiv anzugehen, dieses womöglich noch konkret voranzutreiben. Ein peinliches Beispiel aktiver Verwechslung gefällig? Als im vergangenen August das Klassikfestival auf dem Gurten stattfindet, da treffen sich Vertreterinnen und Vertreter der Gönner vorgängig zum Événement bei einem Gläschen oder zwei. Ebenfalls dabei Leute der schreibenden und fotografierenden Gilde, so auch Markus Niederhauser vom «*Berner Bär*». Markus habe ich, namens- und aussehensmässig, dies dank seinem unverkennbaren «Schnauz», völlig im Griff, im Gegensatz zu seiner Frau Rosmarie, die ich meistens mit Regula anzusprechen pflege, obwohl sie Käthi heisst. Wie dem auch sei: Mit Markus ergeben sich jede Menge kurz-

weiliger Gesprächsthemen. Nur macht Markus heute einen eher zerstreuten Eindruck, er ist unkonzentriert, unfähig, dem Gespräch zu folgen oder gar markante Aspekte zu setzen. Er kann sich offenbar an kürzlich erlebte Gemeinsamkeiten nicht erinnern. Als ich deswegen diskret und gelangweilt interessantere und aufgewecktere Gesprächspartner suche, kommt urplötzlich, mit Fotoapparaten bestückt, Markus Niederhauser daher. Vis-à-vis sitzt, so stellt sich in der Folge sehr rasch heraus, Hansjörg Leibundgut von der Berner Versicherung. Ein Hansjörg, der von seinem ursprünglichen Vollbart nur den «Schnauz» hat stehenlassen. Deshalb die Verwechslung. Er hingegen habe sich, so lässt er mich diplomatisch wissen, noch gewundert, was denn mit seinem Gesprächspartner los gewesen sei: «Gefühlmässig wohl alle Taschen im Schrank, aber nicht der Reihe nach geordnet...»

Eselsbrücken mögen im Falle von «Viertel nach eins, 1315» für Marignano und «Viertel nach drei, 1515» für Morgarten von geschichtlicher Hilfe



sein. «4711», ebenfalls ein bekanntes Schmöcki-Wasser, waren (sind noch immer?) auch die höchste Meilenzahl zwischen Zürich und New York, die ein Flugpassagier zurücklegen durfte, ohne einen Aufschlag zahlen zu müssen. Bei Familiennamen sind derartige Eselsleitern schlicht und einfach untauglich. Die Vorstellung, den Namen des mir vorgestellten Herrn Unternährer könnte ich deshalb langfristig speichern, weil einer meiner Nachbarn ebenfalls diesen klangvollen Familiennamen sein eigen nennt, ist schlicht abwegig. Nach reiflicher Überlegung stellt sich nämlich heraus, dass überhaupt niemand, den ich zu kennen glaube, auch nur annähernd Unternährer heisst, höchstens Oberholzer. Und um den Namen dieses Frauenarztes in Erinnerung behalten zu können, baute ich mir einmal die Eselsleiter mit «Ober», im Sinne von hoch, und «Holz», dem gleichnamigen Werkstoff. Mit dem Ergebnis, dass ich Dr. Oberholzer daraufhin spontan mit «Imobersteg» ansprach. Ein Steg ist ja schliesslich auch aus Holz. «Aufdermauer» schloss ich daher von vornherein aus.

Ein besonders kaltschnäuziger Witzbold trieb in einem Traum einmal ein besonders grausames Spiel: Um meine inzwischen überall bekannte Namensvergesslichkeit mit der damit verbundenen Unsicherheit auf die Spitze zu treiben, hinterliess er mir

nicht seine, sondern eine x-beliebige Visitenkarte, so dass zum Schluss unklar bleiben musste, mit wem ich überhaupt gesprochen hatte. Und so kam es, dass ich meine nächste Steuererklärung dem Küchenbauer zur Begutachtung einschickte. Von dort erhielt ich dann umgehend eine Gutschrift.

EPISÖDCHEN

Einer der Höhepunkte meiner inzwischen unzähligen gesellschaftspolitischen Missgeschicke geht auf das Frühjahr 1967 zurück. Damals war ich als Stift bei Gfeller Sport in Bern unter Vertrag. Unsere Bürochefin, Frau Kohlbacher, liess mich jeweils am Samstagvormittag ihre eigenen Kommissionen erledigen. Weil (damals noch) ein folgsamer junger Mann, tat ich wie befohlen. Bis zu jenem schicksalhaften Morgen, als Frau Kohlbacher mich einen ganzen Käsekuchen bei Gfeller & Rindlisbacher am Bärenplatz holen liess. Da bloss mit einem gewöhnlichen Einkaufsnetzli unterwegs, «stürzte» ich den Kuchen leichtsinnigerweise für den Transport «kopf-über». Pflatsch. Das Geschrei, als Frau Kohlbacher anstelle des vermeintlichen Kuchens einen, zugegebenermassen, recht unappetitlich aussehenden Käseauflauf resp. -auslauf vorfand, das hätten Sie live miterleben sollen: «Du bisch dr dümmscht Cheib, wo z' Bärn umelouft! Für nüt, für gar nüt cha me Di bruuche!» (womit sie so unrecht nicht hatte). Es war das letzte Mal, dass ich für Frau Kohlbacher privat auf Achse war. Eine lehrreiche Lebenserfahrung übrigens.

Jener «alias Beat Neuenschwander», der Geschäftsinhaber, Behörden und Prominente für Radio Förderband mit «versteckten Telefonanrufen» auf Trab hielt, das war/bin ich. So ist es denn geradezu logisch, dass ich privat und geschäftlich bei ungewöhnlichen Anrufen übervorsichtig oder unüberlegt vorlaut reagiere – weil ich eben noch immer vermute, die Radiomacher möchten auch mal ... So zum Beispiel, als angeblich ein Vertreter der russischen Ambassade in Bern sich telefonisch nach dem Hersteller der Lesebrillen in den Verkaufsgestellen meiner Arbeitgeberin erkundigte, mit dem Hinweis, «auch in Russland gebe es erstklassige Brillenhersteller». Merken Sie öppis? Eben, ich auch. Schliesslich sind wir ja nicht auf den «Kopp» gefallen. Und so wurden salopp alle verfügbaren schlagfertigen Register, vorwitzigen Schubladen und satirischen Bundesordner gezogen. Zum Schluss monologisierte ich, inzwischen zur Höchstform aufgelaufen, nur noch in akzentfreiem «gebrochenem Akzent russisches». Ehrlich, doch nicht mit mir ... Doch, doch, Sie ahnen richtig. Es war, wie sich dann herausstellte, tatsächlich ein Botschaftssekretär der russischen Vertretung. Sayonara.

In den Migros-Märkten Marktgasse, Chly Wabere, Köniz und Shopyland, da hat mein Cousin gleichen Familiennamens, Jürg, in vergangener Zeit mehrere Kokosnüsse käuflich erworben. Bloss: Den dafür vorgesehenen Verkaufspreis, den hat er noch nie bezahlt. Das kommt daher, weil diese exotischen Nüsse (noch) nicht auf den neckischen Spickzetteln figurieren, die jeweils auf die Kassen geklebt oder sonstwie befestigt werden. Der

formaljuristisch als «Kaufvertrag» bezeichnete Zahlungsvorgang geht jeweils in den verschiedensten Varianten vor sich. Mal betrachtet eine Kassiererin die Nuss beinahe ehrfürchtig von oben, unten, vorne, hinten, als erwarte sie, dass das Ding nächstens zu sprechen oder sich zu bewegen beginne. Nobis. Dann, nach kurzem Überlegen, wird der Preis getippt und getippt; ersterer im Gedanken, zweiterer in die Kassentastatur, erfahrungsgemäss zwischen Fr. 1.– und Fr. 2.20. Vereinzelt kommt es vor, dass die Geldeintreiberin ihren rechten Zeigefinger befeuchtet, um diesen dann, zumindest symbolisch, in ihrer Fantasie, fragend in die Höhe zu halten. Weil es aber in den Läden meist windstill ist, geht der Blick anschliessend hilflos zur Kollegin zur Rechten und zur Linken. Jene wissen den vermaledeiten Preis ebensowenig, um sich öffentlich jedoch nicht unweisend geben zu müssen, wird er, zakbumm, individuell festgelegt. Mal über, mal unter dem effektiven Einstandspreis, vermutlich je nach äusserem Erscheinungsbild des Vertragspartners. Krawattenträger erhalten Vorzugspreise.

In ganz, ganz seltenen Fällen steht die Kassiererin auf, marschiert hilfreich hinter die Kulissen, kommt nach endlos scheinenden 75 Sekunden zurück und tippt dann, mit einer beneidenswerten Selbstverständlichkeit, einen falschen Betrag ein. Wie sich das Problem lösen liesse? Eventuell mit einer Meuterei auf der Bounty. Das het ja o mit Kokosnüss z'tüe, oder?

Fk Sdt Wiedmer, FK Sdt Bornhauser

X (5)

Die Schweiz hat keine Armee, die Schweiz ist eine söttige. Wen kann es da noch erstaunen, dass der ganzen Welt, vom unbändigen Willen unserer Verteidigungsbereitschaft auf- und abgeschreckt, bloss noch eines übrig bleibt: Abrüsten nämlich. Die zum Teil schier unglaubliche Präzision, mit welcher die eidgenössischen Militärmechanismen ineinandergreifen, ist perfekt. Made in Switzerland. Da können auch zwei Sandkörner der einmal laufenden Maschinerie nichts anhaben.

Eintrückungsort: Einigen. «Motel Perle» steht unmissverständlich auf dem Marschbefehl geschrieben. Gleich bei der Ortstafel «Einigen» Grüne, soweit das Auge reicht. Ich parkiere den Wagen. Aussteigen, Puff raus, Seele rein, Türe zu. Keinen Knochen kenne ich, was aber weiter nicht zu erstaunen vermag, bin ich doch einer neuen Einheit (Einh) zugeteilt (zuget). Inmitten der Träger helvetischer Einheitsmode erblicke ich plötzlich einen weiteren Funker (Fk), klar erkennbar an seinen Spiegeln, wobei letztere selbst im weitesten Sinne nichts mit Mode oder Design zu tun haben. «Tschou, Bornhauser Tömu» – «Wiedmer Chlöisu, Sälü». Auch Kamerad Wiedmer kennt niemanden hier. Auch er ist neu «zuget». Desorientiert, desillusioniert, ahnungslos und pflichtbewusst folgen wir Altgedienten. Sozusagen alle «Tätle» (Sdt) kennen den Kompaniekommandanten (Kp Kdt), einen Hauptmann (Hptm) in Uniform, drei Streifen

am Hut, wahrscheinlich von «adidas» gesponsert. Wie gesagt, sozusagen alle kennen ihn; alle, ausser Wiedmer und Bornhauser. Hptm wundert sich ob den beiden Landeiern. «Wir sind Ihre beiden Funker», versuche ich die Spannung zu entspannen. «Was Funker? Jetzt schon?» – «Sicher, das ist ja eine Mobilmachungsübung, da sind wir Ihnen von Anbeginn zugeteilt.» – «Aha, janusode». Wiedmer und ich rüsten uns erst einmal um und aus, vertauschen Ausgangsuniform mit Kämpferjacke, Kämpferhose, fassen Kopfpfarrer, Schanzknochen, Schlafsack und sonst noch alle Unentbehrlichkeiten, die zu einem richtigen, furchterregenden Abschrecker gehören, IVP und Leuchtgamasche inklusive. Der Chef des Materialmagazins (Mat-Ueli) kann uns auf der Mannschaftsliste nicht finden. «Wiedmer? Bornhauser? Noch nie gehört.» – «Ist doch klar, wir beiden sind die neuen persönlichen Funker des Kommandanten.» Und so



trägt er uns, superprovisorisch und mit skeptischer Hand, auf der Liste nach. Wiedmer mit «ie» und Bornhauser, Fk und Fk.

Wiedmer und Bornhauser warten. Im Normalfall auf besondere Befehle (beso Bf). Vorerst gibt es allerdings nichts zu befehlen oder zu befolgen, weil das Tagesprogramm jener Kp, der Füsilier (Füs) Kp 1/136, auch ohne «persönliche Berater» prima abläuft. Nach dem wie üblich opulenten Mittagmahl des Einrückungstages (lauwarmer Erbsensuppe, feurigheisser Tee, Biscuits) will Hptm wissen, wo seine beiden untätig herumsitzenden Fk denn überhaupt ihre Fk-Ausrüstung hätten.

Isch eigentlech wahr, wo isch dä Seich eigentlech? Vermutlich haben die Chaoten des Kadervorkurses (KVK) unserer Stamm-Kp (Schw Füs Kp IV/136) schlicht vergessen, das Material in die drei Füs Kp zu «verschieben», wie es im Militär- und Kriminaljargon so schön heisst. Wir empfehlen dem ebenfalls anwesenden Feldweibel (Fw), eine offizielle Protestnote im Bataillons-Kommandoposten (Bat KP) zu hinterlegen. Puffbrüeder, fertigi.

Nadisna interessieren sich immer mehr Sdt der Füs Kp I/136 für die beiden Paradiesvögel. Unzählige Male beschwören wir, dass wir per 10.00 Uhr nach Einigen aufgeboden worden sind. Und jetzt seien wir halt da, comme il faut, wahrscheinlich in geheimer Mission. Hahaha. Gegen 17.30 Uhr trifft endlich das Funkmaterial ein: Funkgerät SE irgendöppis, Batterien («Du, weisch Du no, wie me die richtig inetuet?»), jede Menge Antennen, Kabel («Für was isch äch dises da hie?»), Abspannselle, Betriebsanleitungen und allerlei geheimes Zeug. Wir schaffen es: Nach zwei Stunden – während der RS mussten wir es jeweils in sieben Minuten bewerkstelligen – ist unsere Fk-Station empfangs- und vielleicht sogar sendebereit. Ruf-

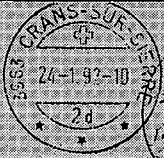
name; SULTANA, wie aus «1001 Nacht». Salaam.

Als ob wir beiden Fk eine Art Sprechstunde hätten, schaut der Fourier (Four) gegen 23.00 Uhr bei uns zur Konsultation vorbei. Ratlosigkeit. Er wisse beim allerbesten Willen nicht, was er mit uns beiden machen solle. Vor morgen könne er nichts für uns unternehmen. Wir trösten ihn, sprechen ihm Mut zu. Armer Kerl.

Noch vor dem Sonnenaufgang kommt es zur Götterdämmerung. Und zwar in der Person eines grimmig dreinblickenden Fw. Er will sofort unsere Marschbefehle sehen. Bitte sehr. Kurzer Kontrollblick, dann ungläubiges Kopfschütteln; «Das dort», und zeigt voller Wut in Richtung eines Restaurants, «das dort, das ist der Hirschen. Das Motel Perle hingegen liegt ungefähr zwei Kilometer weiter ostwärts, exakt am anderen Dorfeingang. Und dort hättet ihr beide gestern auch einrücken sollen. Euer Kadi lässt bereits nach Euch suchen!» Sehr schön. In Gedanken höre ich den Urteilsspruch des Militärgerichts schon: «In beiden Fällen schuldig.» Wie viele Sdt weist eigentlich ein ordentliches Exekutionskommando auf?

Irgendwo im Wald – aus Gründen der Geheimhaltung ohne genaue Angabe des Standortes (Stao) – wartet unser Hptm tatsächlich auf seine beiden Kronleuchter. Kein Zeter, kein Mordio, kein Sodom, kein Gomorrha. Im Gegenteil: Er ist erfreut, seine Kp endlich komplett zu haben. Ich halte es daher für ein böses Gerücht, dass es Absicht gewesen sein soll, uns beide als Fk umgehend auf eine dreitägige Gewalts(tor)tour mit einer Grenadier-RS zu schicken. Überrascht, dass es zwei derartigen Sdt nie zum Gefreiten (Gfr) gereicht hat? Eben.

A Prioritaire



A-Post à la PTT... Wenn bloss jeder Haushalt der Schweiz einmal pro Monat, jedes Unternehmen der Schweiz einmal pro Woche einen A-Brief B-mässig zugestellt erhält, «erarbeiten» sich die PTT über 10 Millionen Franken an... nicht erbrachten Dienstleistungen.

X

⑥

Waterloo für A- und B-, für B- und A-Post

“Die A- und B- oder B- und A-Post, hier einfachheitshalber ABBA abgekürzt, entwickelt sich je länger, je mehr zum Ärgernis für die Kunden. Die Wortgewaltigen der PTT sprechen nach wie vor unbeeindruckt von einer An- und Umgewöhnungsphase, obwohl der Monopolbetrieb je länger, desto weniger die von ihm selber versprochenen Leistungen zu leisten imstande ist.

”

Was tut der Autofahrer, wenn er mit dem Service bei einer Ford-Vertretung unzufrieden ist? Stimmt, er wechselt, der freien Marktwirtschaft folgend, zu Opel (Beispiel auch umge-

kehrt denkbar). Was tut eine Konsumentin, wenn sie mit dem Angebot in der Migros unzufrieden ist? Exakt, sie wechselt zu Coop (Beispiel auch umgekehrt denkbar). Und was tut ein Kind, wenn es Mickey Mouse nicht mag? Klar, es wechselt zu den Schlümpfen über (Beispiel auch umgekehrt denkbar). Was aber tun neun von zehn Schweizerinnen und Schweizern, wenn sie mit dem ABBA-System der PTT unzufrieden sind, was? Sie machen «Coucher!».

Meine ganz persönlichen Erfahrungen mit dem ABBA-System lassen sich durchaus mit einem Verzeichnis der echten ABBA-Hits vergleichen. Wobei man problemlos auch zu Elton John («Sad Song»), den Beatles («The Fool On The Hill») oder den Carpenters

(«Please Mr. Postman») ein Liedchen trällern könnte.

Zeitgleich werden da beispielsweise zwei Postkarten in zwei verschiedene Briefkästen zweier verschiedener Ortschaften geworfen. Mich interessiert halt, inwieweit die Distanz für die Auslieferung der B-Post eine Rolle spielt. Es ist Donnerstag mittag. Beide Karten kommen gleichzeitig an, am darauffolgenden Montag um 10.00 Uhr, 94 Stunden später also. Die eine Karte legte – Luftlinie gemessen – glatte 50 Meter zurück, die andere kommt aus New York. «Mamma mia.»

Es sei, so versichern die nimmermüden PTT-Koryphäen immer wieder, wirklich nicht ihre Absicht, mit dem ABBA-System die Kunden zu verärgern, und ich solle das doch endlich zur Kenntnis nehmen, zu begreifen versuchen und, vor allem, die Klappe halten. Vielmehr gehe es darum, die Personal- und Kostensituation bei den PTT zu entspannen. Dies sei gelungen. Ersteres aber auch. «Money, money, money».

«Wir haben entschieden, da können Presse und Öffentlichkeit noch lange opponieren», lässt mich nicht nur ein einzelner hoher PTT-Mann schmunzelnd wissen. «King-Kong-Song».

Ein verwöhntes Volk seien wir halt, und überhaupt, im Ausland klappe die Postzustellung weit weniger gut. Derartige Sprüche erinnern mich an die Schulzeit: Immer wenn ich nach einer Probe in Algebra, Chemie, Physik oder Geometrie (Liste der Fächer schier beliebig ergänzbar) mit einer glatten «2» bestückt nach Hause kam, lautete die faule Ausrede alleweil gleich: Eine(r) hatte mit Bestimmtheit eine «1» («e Nagu») geschrieben, war also noch lausiger als ich. «SOS».

Mindestens sechs meiner als bevorzugt weiterzuleitenden A-Briefe erreichen ihre Empfänger nicht rechtzeitig. Für diese «nicht erbrachte Dienstleistung» schreibe ich der GD

PTT aus purem Gwunder eine Rechnung über 6x30 Rappen, macht total Fr. 1.80. Das Ding wird umgehend beglichen. Daraufhin wird die Sache durch den BLICK im grösseren Rahmen publik und der PTT-Offizielle, der danach anruft, sauer. «Waterloo».

Grässlich; diese nörgelnden Schreiberlinge, finden Sie nicht auch (Sie da, in 3030 Bern)? Hier einige versöhnliche Tips, wie die arbeitsintensive Briefflut auf ein für die PTT zumutbares Ausmass reduziert werden könnte. «Take a Chance on Me»:

- Minderjährigen und AHV-Bezügern wird das Briefeschreiben untersagt. Ausländische Arbeitnehmer und Asylbewerber werden aufgefordert, Briefe, nach Ländern aufgeteilt, zu sammeln und höchstens einmal pro Monat in einem einzigen Paket zu verschicken.

- Das Porto ist zu verdreifachen, damit Briefeschreiben unattraktiv wird.

- Briefe werden nur noch nach Zentren mit «Hunderter-Postleitzahlen» geliefert – z. B. 3600, 3700, 3800. Die Empfänger, von den Absendern (PT)telefonisch voravisiert, haben ihre Post innert drei Tagen abzuholen, ansonsten eine Lagergebühr erhoben wird.

- Briefeschreiber, die vorher via 156er-Nummer bei der GD PTT anfragen, wann es den PTT mit der Briefbeförderung denn am besten passe, und sich dementsprechend planwirtschaftlich kooperativ zeigen, wird als Dank ein A für ein B vorgemacht, oder umgekehrt, oder was, oder wie?

Von fransigen Teppichen

Bereits der liebe Gott erschuf in Eigenregie Universum, Erde, Adam und Eva. Einige Jährchen später nahm ein Namensvetter, Gottlieb Duttweiler, die Idee des Do-it-Yourself wieder auf und installierte auf ebensolche Art gleichnamige Läden im ganzen Schweizerland. Die Sache hat aber einen Schönheitsfehler: Nicht alle Zeitgenossen kommen mit den ihnen vom lieben Gott(-lieb) zugedachten Fähigkeiten auf diesem Gebiet gleichermassen zu recht.

Bekanntlich gibt es diese unerklärlichen «heimlichen Lieben», die niemand so richtig zu erklären vermag. Es passiert halt einfach. Eines ist sicher: Handfertigkeit, selbst als extrem weit gefasster Begriff, gehört bei mir nicht dazu. Schon seinerzeit brachte ich es bei Lehrer Alfred Escher (Sek. Hochfeld, 1963) fertig, beispielsweise ein kleines Schlüsselbrett derart zu (ver)hobeln, dass nach knapp drei Minuten das «Werk» vorzeitig vollendet und die hintere, rechte Ecke nunmehr inexistent war. Wie Fachleute bestätigen, habe ich vom damaligen Chlapf zum Gring keine bleibenden Schäden davongetragen. Neulich leistete sich die Familie bei Möbel Pfister im Shoppyländchen den Luxus eines neuen Teppichs. Provenienz war wurscht, Hauptsache, er gefiel uns optisch. Und «echt» musste er auch sein. Vermutlich, weil auch so ein Teppich, sogar im engeren, handgeknüpften Sinne, mit Handfertigkeit zu tun hat, blamiere ich mich während des offiziellen Verkaufsgesprächs bei Verkaufschef Uebersax mit einer der unnachahmlichen «Bo-Fragen»: «Haben Sie auch öppis ohne die

blöden Fransen?» Er hat (logischerweise) nicht. Weil, so will es die Sage, diese zottigen Dinger der untrügliche Beweis dafür seien, dass es sich um einen echten Teppich handelt. Schöne Abfuhr... Apropos, eine Besonderheit weist unser Bidjar mit seinen angeblich 643 752 Knoten auf: Er ist rund. Und das wiederum birgt gewisse Probleme in sich.

Der runde Teppich hatte nämlich zur Folge, dass auch der runde Tisch verschoben werden musste, und mit ihm die runde Lampe. Womit sich der Kreis geschlossen hätte und wir zwangsläufig wieder bei der eingangs erwähnten Hand(un)fertigkeit angelangt wären. «Kein Problem», erkläre ich meiner Frau Monika, mit einer vollkommen unbegründeten Selbstsicherheit, «da muss bloss der Haken versetzt werden. Haken raus, alter Dübel raus, Kitt rein, neues Loch bohren, Dübel rein, Haken rein, Lampe dran. That's it.» Selbst mit einer grosszügig gerechneten Sicherheitsmarge eine 10-Minuten-Angelegenheit. Eine Schätzung, die deshalb als Ganzes unmittelbar danach beträchtlich nach oben revidiert werden muss, weil ich die falschen Sicherungen und mit ihnen die im Video gespeicherten Kanäle rausdrehe. Technischer K.O. noch vor Beginn der ersten Runde.

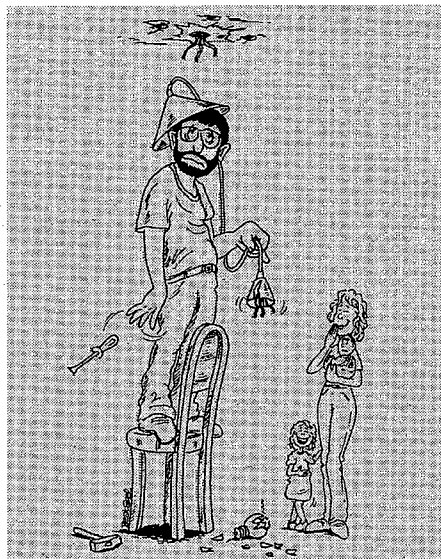
Dank geübtem Handgelenk erledigen sich anschliessend die beiden ersten Arbeitsgänge in (handgestoppten) 32 Sekunden. Etwas mehr Zeit nimmt dann schon das Bohren des zweiten Ersatzloches in Anspruch (Die Nagra lässt schön grüssen). In diese Zeitspanne ist auch der Exitus der bisherigen Lichtquelle zu ordnen. Todesursache: Schlag mit stumpfem Gegen-

stand (herunterfallender Schraubenzieher) auf die Birne. Und weil ich zu allem Unglück auch noch alles andere als ein Mathematik-Algebra-Geometrie-Physik-Genie bin (Schulzeugnoten zwischen 2 und 4), merke ich zu spät, dass Radius eben nicht einfach Radius bedeutet. Konkret: Weil das Loch verschoben wurde, muss auch die Länge des aus der Decke kommenden Kabels verändert werden. Was ebenfalls zweimal passiert, weil der erste Versuch wegen lausigen drei Zentimetern scheitert.

Als nach ungefähr 80 Minuten, sauber gestaubsaugtem Tisch und durchschwitztem T-Shirt alles äusserlich comme il faut aussieht, da vertätscht es bei der feierlichen Inbetriebnahme die Energiesparlampe (Fr. 16.50) im allerersten Anlauf. Nachbar Fritz Kupferschmid, EMD-Mann und Major (aber ansonsten ein vernünftiger Typ), überspringt nach meinem Hilferuf locker-elegant die Heckenreihe zwischen unseren Gärten und schaut sich, als gelernter Elektriker, die Beschercung an. Rien ne va plus. In chronologisch richtiger Reihenfolge bekommt er vorgeführt, was ich vorher wie gemacht habe. Und siehe da: Plötzlich funktioniert Ersatzlampe Nr. 2, als ob nichts geschehen wäre. Stundenlang hätte ich mit dem Kipp-Schalter spielen können – wie ein kleines Kind vor dem leuchtenden Christbaum.

Wer nun glaubt, die Leidensgeschichte sei bereits zu Ende, der über- oder unterschätzt den Schreibenden. Und zwar gründlich. Vermag das Auskitzen zweier kleiner Löcher und das Abdecken des Deckenlochs – dort, wo die verschiedenfarbigen Drähte rauschauen – für einen bloss durchschnittlich begabten Do-It-Yourselfer keine allzu grosse Herausforderung darzustellen, so sind das für mich bereits schier unüberwindbare Hindernisse. Erstens einmal klebt der dämli-

che Kitt (nicht jener aus der Fernsehserie) überall – an Händen, Spachtel und Kleidern –, bloss nicht an/in den beiden Löchern, und zweitens vermurkse ich das kleine, runde Plastikdeckell umgehend. Zum Glück kann Nachbar Nr. 2, René Mayer, der Sanitärinstallateur, aus der Patsche helfen.



Ebenso kompetent wie vor vier Wochen, als er mein Toilettenlavabo retten durfte. Damals hatte ich, weil eine Dichtung gebrochen war (man sagt dem doch «gebrochen», oder?), den sogenannten Siphon abgeschraubt – natürlich ohne einen Eimer darunter zu stellen –, war danach jedoch schlicht unfähig, ihn wieder reglementskonform anzuschrauben.

Peinlich, unterlasse ich es in der Euphorie über die funktionierenden Lampen ganz zum Schluss, alle vorher sicherheitshalber herausgeschraubten Sicherungen umgehend wieder in Funktion zu setzen. Das merken wir aber erst viel später, als es im dunklen Kühlschrank zu tropfen beginnt. Und übrigens: Ein Schlüsselbrett haben wir auch heute noch nicht.

im «richtigen» Leben. Hier seien trotzdem einige Tips verraten, so ganz unter uns.

Also: Selbst als Nichtraucher wählt man konsequent eine Rauchertüre. Weil jene, statistisch nachprüfbar, wesentlich weniger frequentiert werden, kann man eher zusteigen, das stinkende Raucherabteil mit angehaltenem Atem durchrasen und dann bereits am Ziel seiner IC-Träume sein, noch bevor der erste reguläre Nichtraucher den Wagen überhaupt betreten hat! Erfolgsquote dieser Methode: ca. 65 %. Rücksichtsloses Vordrängen bringt glatte 75 %, wobei Kampfbahnerfahrung von Vorteil ist. Ein Geheimtip unter sportlich durchtrainierten Reisenden ist der Sprung – mit Anlauf – auf den noch fahrenden und meistens offenen Gepäckwagen (unmittelbar zwischen Lokomotive und dem ersten Erstklasswagen), damit man mit einem lehrbuchmässigen Flankenangriff auf die Durchgangstüre beginnen kann (60%). Ein Bekannter nimmt, eigenen Angaben zufolge, immer seine beiden lebhaften Kleinkinder als «Tränendrüsen-Mitleidseffekt» mit, sitzt dann mit diesen bequem in einem Viererabteil(!) und geht tagsüber seinen Besprechungen nach, währenddem die Kleinen den Tag bei seiner in Zürich wohnhaften Schwester verbringen. Erfolgsversprechend sind natürlich alleweil das deutlich sichtbare Gipsbein (auch wenn es sich dabei nur um eine handelsübliche Attrappe handelt) oder eine mindestens 90 Jahre alte Begleitperson. «Rent-an-Oldie» müsste eigentlich eine goldgrubenähnliche Marktlücke für die SBB sein.

Die PR-Abteilung der GD SBB ist sich «der Problematik durchaus bewusst» und empfiehlt auf Anfrage eine Sitzplatzreservation Bern-Zürich für Fr. 4.-, kann aber, nach Aussagen der (Ver-)Sprecherin, «nicht garantieren, dass der Platz auch wirklich frei ist».

Ist man schliesslich im Wagen, geht es mitunter erst richtig los, und zwar dann, wenn alle Plätze offensichtlich bereits besessen oder belegt sind. Nur Naivlinge oder unsichere Touristen lassen sich nämlich ihren Platz noch mit der scheinbar humanitären Frage «Sind Sie ganz sicher, im richtigen Zug zu sitzen?» unter ihrem Fudiwegschnappen. Fingerspitzengefühl ist angesagt, wenn scheinbar leere Plätze von ihrem leibhaftig dasitzenden Vis-à-vis als «Besetzt!» gemeldet werden. Die Wahrheit? Ein Missverständnis? Rücksichtslosigkeit? Faustregel: Einer derartigen Antwort ist grundsätzlich zu misstrauen. Es empfiehlt sich daher dringend, die Frage deutlich artikuliert zu wiederholen und Ihrem Gesprächspartner hinterfragend, unbeholfen, leidend, vorwurfsvoll und selbstbewusst mit stechendem Blick in die Augen zu schauen.

Viele (glückliche) «Sitzende» deuten das Durchwandern der Eisenbahnwagen von (unglücklichen) «Stehenden» auf der Suche nach einem einzigen freien Erstklass-Sitzplatz schlicht als Bankrotterklärung infolge mangelndem Durchsetzungsvermögen.

Recht gönnerhaft werden deshalb vielerorts herabwürdigende Blicke über den oberen Brillenrand auf die «Verstossenen» gerichtet. Überhaupt nicht zu dieser Kategorie von Reisenden gehört Franz Grütter, Kulturschaffender aus Bern und ehemaliger Klassenkamerad aus der Sekundarschule Hochfeld. Neulich – weiss der Teufel, wie er *das* geschafft hat! – sass er, *ich* aber war wieder einmal auf Wanderschaft. Dieses Rollenspiel änderte sich auch nach dem kurzen Begrüssungshändedruck nicht. Würde ich jetzt meine berufliche Stellung eiskalt ausnützen, die es mir erlaubt, Kulturschaffende zu unterstützen, so gäbe es logischerweise nur eine einzige Feststellung: «Fräne, schick ja nie meh es Csuech.»

Der grosse Kommuni- ka-Tor

„*Ist es nicht erstaunlich, wie selbst politische Tiefflieger oder industrielle Leichtgewichte es immer wieder schaffen, ergreifende Worte in zusammenhängende Sätze zu verpacken – ohne dabei etwas Konkretes auszusagen. Die hohe Kunst dieser Einweg-Kommunikation ist eigentlich gar keine, wenn sich Vortragende an die wenigen Grundregeln moderner Wegwerf-Verständigung halten.*“

Das Grundsätzliche. Wer schon nichts zu sagen hat, der soll sein Zeugs wenigstens gut verpacken. Mit bildhübschen Ehrendamen links und rechts des Rednerpultes beispielsweise, oder der Aussicht auf ein kostbares Präsent im Anschluss an das abschliessende Mittagsmahl. Für einfacher strukturierte Gemüter tut's in der Regel auch Freibier auf den Tischen.

Die Technik. Technische Hilfsmittel wie Diaprojektor oder Simultanübersetzerin haben die Aufgabe, im entscheidenden Moment Ihren Dienst zu versagen. Der Zweck dieser Übung ist klar: Der Vortragende, der durchaus weiblich sein kann, rechnet ganz bewusst mit dem Mitleids- und dem unmittelbar danach einsetzenden Sympathieeffekt («Dä hett scho no Päch!»). Ueli Prager, während einer Hoteleröffnungsrede, Rochus F. Huber, GD der Jacobs-Suchard-Tobler, während einer Firmenpräsentation, und Arno Bertozzi, Generaldirektor der Coca Cola Schweiz, sind

Meister ihrer Klasse, sozusagen Träger des Schwarzen Gürtels.

Die Aufmerksamkeit. Einer dieser selten verlegenen Politiker (SVP), gemeint ist ein ganz bestimmter der höheren Besoldungsklasse, gebraucht für das Überspringen seiner Verbalfunken kein an sich bewährtes helvetisches «Äh-Emm-Äh-Emm»-Zündkabel, sondern ogiert vorsätzlich mit der regelmässigen Zwischenbemerkung "Meine Damen und Herren". Derartige rhetorische Höhepunkte wühlen auf, zwingen die Anwesenden zu höchster Konzentration; wollen sie den Faden nicht vollends verlieren. Diese Intermezzi zeugen aber auch von der geistigen Präsenz und psychischen Frische des Redners, beweisen sie doch, dass er weiss, zu wem er spricht.

Die Wertschöpfung. Wer hört schon gerne einem Nobody zu? Sie etwa? Na also. Machen Sie deshalb Ihrem Publikum eine Freude, werten Sie es auf. Mit beiläufig vorgetragenen Feststellungen à la «*Wie ich bereits vorgestern Henry Kissinger gesagt habe*» etwa, oder «*Obwohl die meisten von Ihnen meine Rede der vergangenen Woche vor den Vertretern der Automobilindustrie in Detroit auf CNN mitverfolgen konnten, möchte ich mich heute ausdrücklich wiederholen*». Don't panic, kein Mensch wird sich die Blösse leisten und nachfragen, was genau Sie in Detroit erzählt haben. Ganz im Gegenteil: Von jenem Satz an wird man Ihnen die Worte förmlich von den Lippen abzulesen versuchen.

Die Überraschung: Als begnadet gilt, zu einem völlig anderen Thema zu sprechen als vorgesehen. Stellen Sie sich doch einmal vor, Ihre Zuhörerschaft wartet gelangweilt auf den angekündigten Vortrag zu den unerfreulichen Auswüchsen der Kehrrechtsackgebühr, bekommt dann aber plötzlich Grundlegendes zur Frage der Praktiken moderner Erzieherinnen in schwarzen Lederkostüms zu hören.

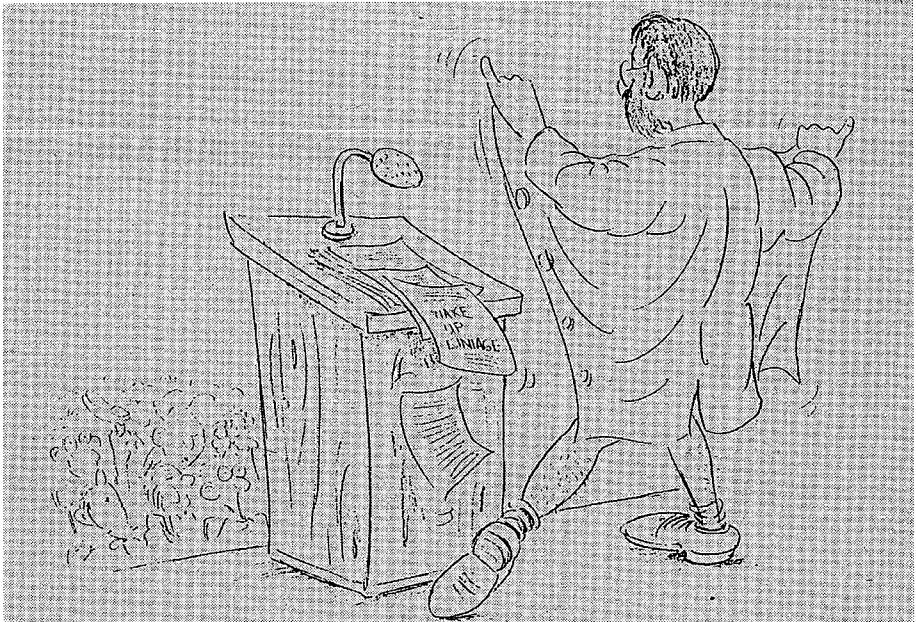
Was glauben Sie, was dann los ist? Noch in 20 Jahren wird man von diesem Rezital sprechen.

Der Versprecher. Nur waschechte Rede-Amateure hoffen, sich ohne Versprecher über die Runde zu retten. Wie langweilig. Der profilierte Rhetoriker hingegen weiss längstens, dass *exakt* ein derartiger «Lapsus» allenthalben aufhorchen lässt, vor allem bei den Medienvertretern. Diesen einen Satz wird am nächsten Tag die ganze Nation nachlesen können. An einem allereinzigen, genial vorgetragenen, scheinbar unbeabsichtigten (!) Versprecher feilt und probt der Profi deshalb länger als für sein gesamtes übriges Blabla.

Das Fiasko. Man kann sein Schicksal auch provozieren, nämlich mit der Feststellung zum Schluss des Referates, ob noch jemand Fragen hat. Meistens ist dies – peinlich, peinlich – ohnehin nicht der Fall, weil der Apéro lockt. Kommt es dennoch unerwarteterweise zum offenen Schlagab-

tausch, so verraten sich übereifrige und beifallsheischende Kommunikatoren mit einstudierten Pseudo-Spontaneitäten wie «*Eine sehr interessante Frage, die Sie da stellen*» (meistens fällt die Antwort dann weit weniger interessant aus...) oder «*ich bin sehr froh, stellen Sie diese Frage*», weil danach eine auswendig gelernte Antwort folgt.

Das Tüffeli. Entre nous: In den meisten Fällen empfindet sogar der Redner seinen Vortrag als einschläfernd. Die geneigte Zuhörerschaft kann aber mit einigen wenigen Tricks viel dazu beitragen, dass es dem Parlierenden nicht allzu langweilig wird. Zum Beispiel: Sobald Sie «sein» Augenkontakt trifft, schütteln Sie den Kopf und verziehen die Lippen, als wollten Sie sagen: «Stimmt so natürlich überhaupt nicht!». Oder Sie schauen regelmässig auf die Uhr, demonstrativ. Auch ein diskretes Gähnen wird seine Wirkung nicht verfehlen. Noch besser: Sie verlassen einfach den Saal.



Gratis Face- lifting



„Eine der segensreichsten Erfindungen der Menschheit – selbstverständlich nach dem Autostaubsauger, der elektrischen Haushaltszitronepresse und dem Fichendelegierten – stellt zweifelsohne der Lift dar, im schriftdeutschen Sprachjargon ebenfalls als nichtgymnastischer «Aufzug» oder auch «Fahrstuhl» bekannt. Ein bis heute noch nicht näher erforschtes Phänomen schadet indes dem Image des Liftfahrens gewaltig: Benützerinnen und Benützer schweigen in der Kabine wie in einem Gemeinschaftsgrab. Ein prestigeförderndes «Face-Lifting» tut deshalb not.

Ein Bekannter hat seine Dissertation zum Thema «Das Kochverhalten von Salzkartoffeln» verfasst. Angesichts der Fülle von weit weniger bewegendem Doktorarbeiten wäre es endlich an der Zeit, ein Literatur-Nobelpreisverdächtiges Jahrhundertwerk in Angriff zu nehmen: «Die angeborene Verweigerung des Dialogs während des Liftfahrens und ihre psychologische Auswirkung auf die Umwelt».

Ist doch so: Kaum fahren Herr und Frau Schweizer Lift, da werden die grössten Plapper- und Lästermäuler zu stillen, in sich gekehrte Philosophen. Besonders beklemmend geht es zu und her, wenn einander Unbekannte miteinander rauf- und runterfahren müssen. Keine Spur einer sich

anbahnenden Love-Story mit Happy-End. Nun gut, das mag daran liegen, dass die meisten Schweizer Lifts im wenig mondänen Schlieren und nicht im glamourösen Hollywood zusammengeschindelt werden.

Wen wundert es ob derart tristen Aus-sichten, dass man lieber allein denn zu zweit mit einem/einer Unbekann-ten Lift fährt. Und trifft es sich wirklich einmal, dass man mit einer richtigen Lift-Stimmungskanone reisen darf, dann kommen in vollgepferchten Kabi-nen eh die bekannten Sprüche wie «Nume ine, abe geit's immer!!» zu Eh-ren. Peinlich. Diese Ferienlektüre bie-tet Ihnen nun als Weltpremiere die Möglichkeit, Ihre Mitfahrenden sorgfäl-tig analysieren zu können. Am besten, Sie hängen diese hochwissenschaftli-che Kurzarbeit gleich in Ihrem bevor-zugten Lift auf, und zwar auf Augenhö-he; das heisst 167 Zentimeter (gesamt-schweizerisches Mittelmass) ab Boden.

Der Deckenbetrachter (oder Fussbo-denbetrachter): Fixiert einen ganz bestimmten Punkt an der Decke (oder auf dem Fussboden) bis zum Geht-nicht-mehr. Meistens introvert-iert.

Der Unsichere: Nicht nur sein Deo hat ihn im Stich gelassen. Schweissperlen auf der Stirn verraten ihn. Gleichet eher einem pfannenfertigen Optigal-Poulet.

Der Gewissenhafte: Liest, zum x-ten Mal, die Benützungsvorschriften durch und vergewissert sich, dass er auch alle Vertragspunkte erfüllt. Würde selbst bei einem Grossbrand in 25 Kilometer Entfernung niemals den Lift benutzen.

Der Dankbare: Liest, um sich die lang-weilige Fahrzeit zu verkürzen, verleg-en Infos, die im Lift aufgehängt sind, auch wenn es sich dabei um das Kanti-nen-Menü des Vortages handelt.

Der Zweifler: Stellt, noch bevor er zu-steigt, Hochrechnungen über das zu befördernde Gesamtgewicht an.

Lässt lieber mal eine Fuhr sausen, als dass er sich in Gefahr begeben würde.

Der Nachdenkliche: Hat die Liftszene aus «Towering Inferno» noch lebhaft in Erinnerung. Verfasst deshalb in Ge-danken sein Testament. (Möglich, dass er aber nur darüber nachdenkt, ob er den Brief seiner Geliebten tat-sächlich im Anzug zu Hause bei Frau und Kind hat steckenlassen.)

Der Hypnotiseur: Betrachtet, wie in Trance, ein Knopfloch am Veston oder der Bluse von Mitreisenden. Nicht mit Knopfloch-Fetischisten zu verwech-seln.

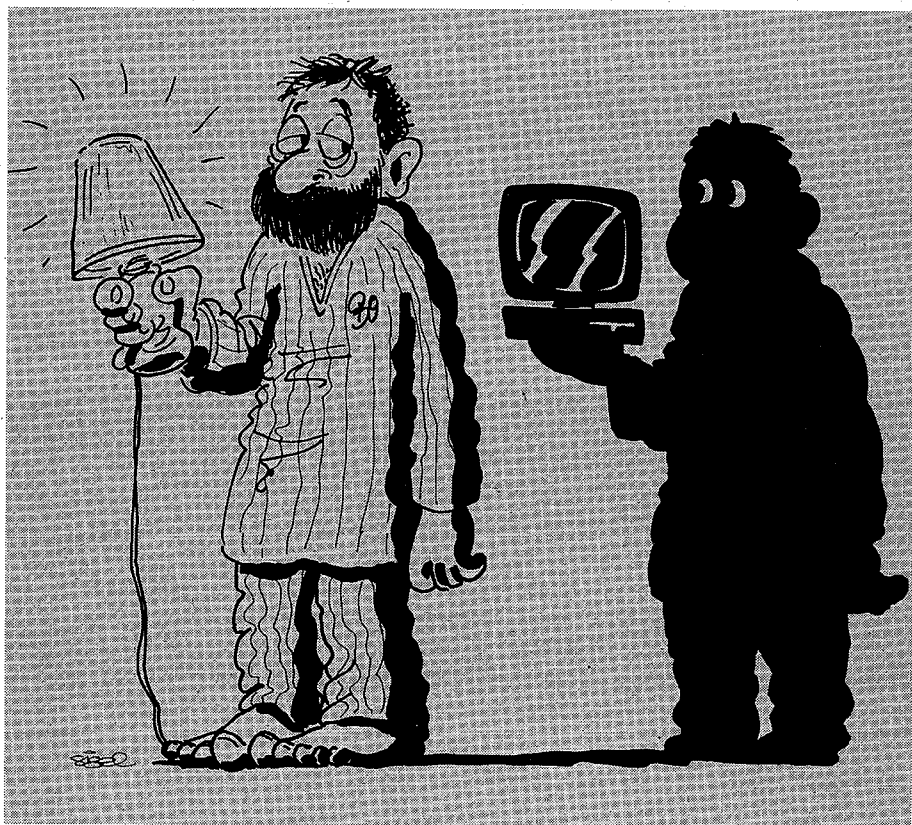
Der Spieler: Merkt sich eine ihm unbe-kannte Schönheit und versucht zu er-raten, in welchem Stock sie wohl aus-steigen wird. «Trifft» er die Etage, ist sein Tag gerettet. Plus/minus einen Stock gilt als gut, zwei «daneben» noch knapp als genügend. Bei drei oder mehr «Fehlstöcken» verheisst der Tag nichts Gutes. Das Spiel kann beliebig wiederholt werden.

Der Provokateur: Schaut hübschen Damen direkt in die Augen, bis auch sie zu Deckenbetrachterinnen wer-den.

Der Tollpatsch: Spricht (!) unvermit-telt eine Dame mit «Sie erinnern mich an einen Star aus dem <Denver Clan>» an und kassiert als Dank dafür einen herabwürdigenden Blick, weil die Dame sich nicht als knackige Afton Cooper angesprochen fühlt, sondern als alternde Alexis.

Sie schmunzeln? Weil Sie sich ertappt fühlen? Na also, geben Sie sich einen «Mupf», durchbrechen Sie die Stille des Augenblicks, und sei es halt bloss mit der Feststellung: «Der Typ hat keine Ahnung von TV-Serien. Afton Cooper kommt in <Dallas>, nicht in <Denver> vor.» (Siehe «Tollpatsch».)

Borbarass' Geist . . .



Ordnen etwa auch Sie «Chips» in erster Linie ebensolchen Pommes zu, tippen Sie bei der Abkürzung «RAM» auf eine Rockgruppe und vertreten Sie die Auffassung, «PC» stehe primär stellvertretend für Postcheckkonto? Mon Dieu, sind Sie rückständig!

”

Glauben Sie es oder auch nicht (meine Kollegen werden es Ihnen schadenfreudestrahlend bestätigen): Ich

habe noch nie an einem PC – im Sinne von Personalcomputer – gesessen, geschweige denn gearbeitet. Dazu reicht mein Q.I. nicht aus. Zwar bin ich vor ungefähr einem Jahr in einem Anfängerkurs für Anfänger gewesen, habe jedoch nach knapp einer Stunde – es wurde, glaub' ich, gerade der Unterschied von Soft- und Hardware erklärt – komplett den Faden verloren. Das war's dann. Aus, fertig, vorbei. Stimmt: Selbstverständlich habe ich

Vorurteile gegen diese Dinger. Vorurteile allerdings, die mit schöner Regelmässigkeit bestätigt werden. So auch in London, wo ich mich städteflughalber mit meiner Frau aufhielt.

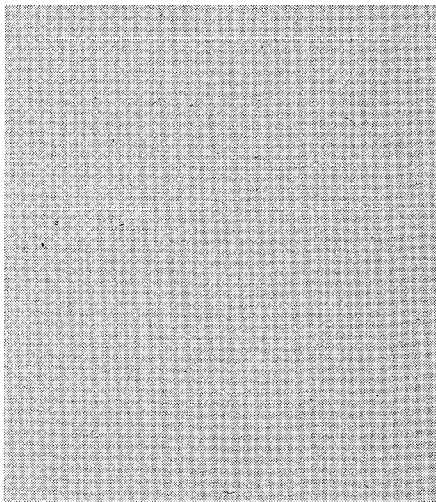
Check-In im Hotel Onslow. Die für uns vorbereitete Reservationsfiche, auf «Borbarass» lautend, ändere ich, im Einverständnis mit dem diensttuenden Receptions-Mitarbeiter und in Übereinstimmung mit Taufschein und Familienbüchlein auf «Bornhauer» ab. Es ist Donnerstag morgen. Am darauffolgenden Tag weckt uns der überaus fröhliche Vertreter einer uns völlig unbekanntenen Reise-Agentur, erkundigt sich nach dem Wohlbefinden und unserem nachmittäglichen Abflug. Wir seien ja das Ehepaar Borbarass. Nicht dass wir wüssten. Der Irrtum wird geklärt, man verabschiedet sich mit entschuldigenden und aufmunternden Worten. Zehn Minuten später ruft die Agentur-Chefin selber an, will den Flug nach Athen persönlich bestätigen: «Sie sind doch Mister Borbarass, gestern aus Florenz angereist, oder?». Wir müssen auch die Lady enttäuschen. Die Receptionistin entschuldigt sich auf Anfrage mit Hinweis auf einen Computerfehler.

Kurz vor Mitternacht sind Einbrecher am Werk. Mit der Nachttischlampe in der Hand reisse ich die Tür auf. Das Französisch sprechende Ehepaar hält mir triumphierend einen Lochkartenschlüssel mit der Nummer 136 unter die Nase: «C'est notre chambre.» «Chasch danke öb das votre chambre isch. C'est la notre. Very sorry indeed. Gööt dene ar Reception go wüescht säge. Allez-vous en, au revoir, salutations à l'ordinateur, bonne nuit» begleitet sie auf ihrem Waterloo in Richtung Lobby. 20 Minuten später reisst uns dann das Klingeln des Telefons aus dem Schlaf. Feueralarm? Negativ, bloss die Frage, weshalb das Ehepaar Borbarass noch da sei. Im Computer stünde, dass...

Samstag. Nach dem Zmorge – das heisst dort vornehmer, nämlich English Breakfast – versuchen wir vergeblich, wieder in unser Zimmer (oder dasjenige des unglückseligen Mr. Borbarass) zu gelangen. Der hochmoderne, digitalisierte Lochkartenschlüssel mit der Nummer 136 versagt seinen Dienst: Er ist für Saturday nicht gelocht, die Reception stellt einen Nachschlüssel aus. «Haben Sie Ihren Aufenthalt bei uns verlängert, Herr Borbarass? Hätten Sie nicht gestern abfliegen sollen? (You were supposed to leave yesterday)» ist das einzige, was die Hotelangestellte zu bemerken weiss; nach Konsultation des Dingsda.

Überraschung dann am Sonntag: Wir müssen regelrecht darauf beharren, unsere «Extras» bezahlen zu können. Mister Borbarass hat doch bereits alles geregelt, laut Computer.

Wie gesagt, von Computern (oder sagt man Computers?) habe ich etwa soviel Ahnung, wie eine Simmentalerkuh vom Klavierspielen. Und so ist wohl zu kombinieren, dass für mich der Hotelname «Onslow» eine Mischung aus «on line» und «längi Leitig» repräsentiert. On slow? Apropos: Falls Sie Herrn Borbarass sehen, geben Sie ihm unsere besten Grüsse. Schade, haben wir ihn verpasst!



«Da, nagusty proschnijj davarisch»

Wir Eidgenossen sammeln so ziemlich alles, was im Alltag anfällt: Kaffeerahmdeckel, Van Goghs, leere Feuerzeuge, Swatches, Bierdeckel und Handtücher fremdländischer Hotels. Ein lukratives Betätigungsfeld haben Herr und Frau Schweizer bisher unbeachtet gelassen, Visitenkarten nämlich. Der Clou dabei: Die Repräsentations-Halbkartons hätten nicht bloss Sammlerwert, sie könnten durchaus für Verwirrung sorgen...

Zugegeben, von allein wäre auch ich nie auf die Idee gekommen. Als eigentliche Initiatorin zeichnet Franziska von Weissenfluh-Friedli verantwortlich, ihres Zeichens Leiterin Vertriebsmarketing beim Verlag der «Berner Zeitung» BZ. Im Anschluss an ein gemeinsames Mittagessen streckte sie dem Kellner eine Visitenkarte zu, mit der Bitte, die Rechnung an ihre Geschäftsadresse zu schicken. Wohl Irrtümlicherweise überreichte sie «Monsieur» dabei allerdings eine BKW-Visitenkarte mit Prägedruck. Ganz schön clever.

Halt! Zum allerersten (und letzten) Mal in der Geschichte dieser Satiren-Reihe, die samt und sonders das wahre Leben schreibt, sind Sie so-

eben irregeführt worden. Franziska hat selbstverständlich ihre eigene Karte abgegeben. Aber eben: Hätte ja sein können. Und mit ein bisschen Fantasie wäre das jetzt folgende Szenario ziemlich schnell Realität.

Stufe 1: Grundlage jeder später einmal begehrenswerten Visitenkartensammlung bildet, Philatelisten gleich, das anfänglich blindwütige und scheinbar konzeptlose Sammeln.

Dem Gesetz der freien Marktwirtschaft von Angebot und Nachfrage folgend, ergäbe sich mit der Zeit automatisch ein durchaus legaler Visitenkarten-Markt, wobei Einzelstücke in begrenzter Auflage (vom Verband Vereinigter Visitenkarten-Verwalter VVVV zu beglaubigen) für ihre späteren Inhaber die sinnvollere Kapitalanlage darstellen als Exemplare aus inflationären Auflagen von nur vorübergehend bekannten Leuten aus dem Showbusiness. Im freien Tauschhandel hiesse das dann im Klartext: «Biete drei Thurnheer und vier Trütsch gegen einen Luginbühl.» Oder: «Suche Bruno Zwahlen im Austausch gegen Staatsanwälte, Oberrichter und Gerichtspräsidenten im Multipack.»

Stufe 2: Von nun an trennen sich die Wege zweier Visitenkarten-Liebhaber-Kategorien in entscheidender Art und Weise. Währenddem die einen ewige Sammler bleiben und beson-

COM MIX.

WALTER EICHENBERGER
Geschäftsleiter
Eidg. dipl. Werbeleiter

AG für Kommunikation, Spitalgasse 37, 3001 Bern. Telefon 031 21 21 91



WILLI VÖGTLIN
MANAGER

SCHLITTSCHUHLUB BERN
SCHWEIZ/SWITZERLAND

Geschäftsstelle/Office:
Zikadenweg 7/Postfach
3072 Osterrundigen 1
Tel. 031 40 12 02
Fax 031 40 10 09

John R. Buckle
Affiliate Marketing Representative



The Disney Channel

3800 West Alameda Avenue
Burbank, California 91505
818-569-7614

Part of the Magic of The Walt Disney Company

Thomas Bornhauser

ès sc. po. HEI
Leiter Bereich Presse und Information
Chef du Service Presse et Information
Head of Press and Information Department

Kirchenweg 4
CH-8032 Zürich
☎ 01 384 48 44, Telex 816519
Fax 01 384 48 48



VEREIN SCHWEIZERISCHER MASCHINEN-INDUSTRIELLER
SOCIÉTÉ SUISSE DES CONSTRUCTEURS DE MACHINES
SWISS ASSOCIATION OF MACHINERY MANUFACTURERS

Besonders perfid: Visitenkärtchen von Namensvettern, die zudem noch einen ähnlichen Beruf ausüben.

ders geschichtsträchtige Visitenkarten (Tinguely, Rey, Jeanmaire, Kissinger, Kopp und Kopp u.v.a.m.) rahmen lassen und im Wohnzimmer gut sichtbar aufhängen, versuchen sich Spielernaturen in Restaurants, Fachgeschäften oder Nachtclubs als Verwandlungskünstler. Vorsicht ist allerdings geboten. Der Übertritt in die Halbwelt ist nicht eben ungefährlich. Um sich damit anzufreunden, empfiehlt es sich, während der ersten Monate unverbindliche Tests vorzunehmen, z.B. bei flüchtigen Bekanntschaften in Bars. «Gestatten, mein Name ist Jutta Prager, hier ist meine Karte.» Auch der Morgen «danach» stellt eine echte Herausforderung dar: «Ach ja, bevor ich es vergesse, ruf mich doch einmal an!». Aufdruck: Jürg Stäubli, Entrepreneur.

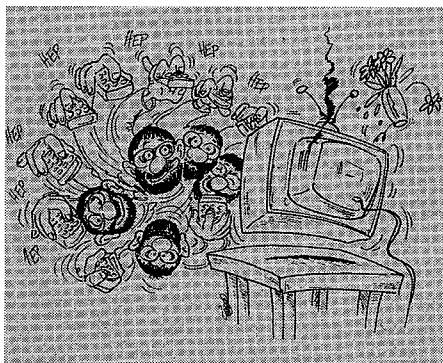
Stufe 3: Die hohe Schule des Kartenlegens. Hier geht es nicht mehr nur darum, anderen Zeitgenossen Rechnungen, Bussen oder Alimentenforderungen zustellen zu lassen, sondern, selbstsicher, als deren Doppelgänger

aufzutreten und Gesprächspartner an Parties zu düpieren. Vorausgesetzt werden dabei elementarste Kenntnisse aus dem Fachgebiet des zu Vertretenden. Folgende Beispiele: Lorenz Hess, Pressesprecher der Berner Stadtpolizei, spricht mit Bestimmtheit von UH, UR, V-Mann und dem Observieren, «Cash»-Chefredaktor Markus Gisler von Headlines, Leads und vom Checkbuch-Journalismus, Michail Botscharow, Weggefährte von Boris Jelzin, mit russischem Dialekt, so im Stil von «Bin gestern eingeflogen aus Moskau mit Aeroflott, da, nagusty proschnijj davarisch» (oder so ähnlich). Bei gerissener Betonung ist Ihnen ein Empfang bei Aussenminister René Felber schon fast sicher.

Stufe 4: Den Zenith Ihrer Visitenkarten-Organie haben Sie erst dann erreicht, wenn auch Sie plötzlich Forderungen von Ihnen unbekanntem Dritten erhalten. Kleider, die Sie nie bezogen, Damenschmuck, den Sie nie verschenkt, und Champagner, den Sie nie (zu zweit) getrunken haben...

Hans Rüz als falscher «Dr.» entlarvt!

„Ist es nicht geradezu unfassbar, dass es – gemäss repräsentativen Mutmassungen – anscheinend noch immer eine Bevölkerungsmehrheit gibt, die sich, hat sie sich erst einmal für einen ganz bestimmten Fernseh-Beitrag entschieden, auf dieses eine Programm fixiert bleibt und sich überhaupt nicht dafür interessiert, was sich auf den anderen Kanälen abspielt? Wozu, glauben Sie denn, hat der liebe Gott in weiser Voraussicht die Voraussetzungen für das Kabel-TV, das Videogerät und die Fernbedienung geschaffen?“



Einmal die Woche hopst meine Frau abends jeweils mit der Fitnessriege des STB herum. Parallel dazu fördere/ fordere ich dafür meine geistigen Reflexe; trainiere die Aufnahmefähigkeit des Kurzzeitgedächtnisses, indem ich auf ungefähr 20 Kanälen gleichzeitig fernsehe und instinktiv im richtigen Moment auf den richtigen Sender zu schalten versuche. Das ist *allerdings* leichter gesagt, als getan. Wie andernorts, so muss auch beim Fernsehen das Umfeld stimmen, will man die aufgebaute Konzentration nicht in sich zusammenbrechen lassen. Vorausgesetzt wird demzufolge: Kinder (schlafend!) im Bett, sämtliche Verbindungen zur Aussenwelt abgebrochen (Telefon ausgezogen, Fenster verdunkelt), Getränke und Knabberzeugs in Reichweite, Batterien der Fernbedienung funktionsfähig, Programmheft auf dem Schoss. Es ist 20.00 Uhr.

Auf dem Kanal des Deutschschweizer Fernsehens erscheint eine dieser austauschbaren digitalen Wachsfiguren (selbst Frankensteins Braut hat mehr Charisma als die herzigen Dingsda). Bevor der Vorspann zu «Derrick» erscheint, verbleiben demnach noch mindestens 80 Sekunden, während welcher die Nachrichten-Schlagzei-

Hans Rüz als falscher «Dr.» entlarvt!

len der ARD, A 2, CNN sowie RAI 1 begutachtet werden können; wobei man dann, unmittelbar nach dieser Bestandesaufnahme, sofort auf jenen Sender zurückschalten kann, bei welchem der Hauptbeitrag am meisten interessiert. Ist auch dort das Wichtigste gesagt (die Amis fassen sich am kürzesten), geht's blitzartig retour zu «Derrick», wo gerade noch zwei Sekunden des Vorspanns zu sehen sind.

Hat der geneigte Zuschauer seine Hausaufgaben gemacht und die Vorschau in der Programmzeitschrift exakt studiert, so kann man sich nach zwei Minuten, während derer man sich optisch mit den wichtigsten Darstellern bekanntgemacht hat, für fünf – routinierte Zeitgenossen sogar für knapp sieben – Minuten verabschieden und auf Umschaltung begeben. Auf RTL irrt Kojak umher, SAT 1 präsentiert irgendeine volksverdummliche Musiksendung (Bayern 3 serviert die dazu «ausgleichende» Sendung «Gesundheit & Medizin»), Südwest 3 macht auf Kultur, FS 2 auf Sport, bei den Franzosen laufen noch immer die Nachrichten (auf CNN sowieso), 3 SAT präsentiert die UdSSR vor (oder bereits nach?) dem Kollaps, bei der TSR spricht man Französisch, bei der TSI Italienisch, derweil einem TVE spanisch vorkommt. FS 1 bringt Bilder aus Austria, der Sportkanal Sport, Superchannel einen Film aus dem vergangenen Jahrhundert, schwarzweiss. Super. Via 3 SAT und FS 2 schalte ich zurück zu «Derrick», wo inzwischen auch Stefan und Harry aktiv geworden sind. Allerdings tappe(rte)n sie noch im dunkeln – vermutlich, weil sie ihre eigene Programmvorschau nicht, oder nur oberflächlich gelesen haben.

Der Gärtner – immer wieder er! – erhält vom Kriminalkommissar eine Vorladung aufs Präsidium, der Mittelstürmer der Gastmannschaft auf FS 2 die rote Karte und Kojak auf RTL eine aufs

Dach. Bei den Franzosen kommt jeweils nach 20.30 Uhr Leben in die Bude, heute mit Depardieu, Deneuve und Coluche, alle auf einem anderem Sender. UdSSR-Koryphäe Portugalov begeistert mit seiner Analyse, Südwest 3 bringt dem Zuschauer die Rembrandt-Ausstellung in Lüttich-Bastogne-Lüttich näher, wozu sich auch der Sportkanal eingeschaltet hat. Ein Professor Garhammer aus München hantiert gleichzeitig mit dem Skalpell miten in einem Nervenknäuel.

Vor lauter Hin- und Herschalten zwischen Portugalov, Savalas, Deneuve, Fleischhauer, Rembrandt und anderen verpasse ich den Schluss des Krimis, denn plötzlich lächelt Hans Rätz unverwechselbar vom Schirmbild. Panik (nein, nicht wegen Rätz): Ja nicht meine absolute Lieblingsendung, «Monitor», von und mit Klaus Bednarz, verpassen. Video ein. Währenddem sich der «Kassensturz»-Moderator mit dem Skalpell in der Hand schwertut (Operation gelungen?), wird der rechte Aussenverteidiger im Praterstadion unter Mordverdacht abgeführt, Portugalov bittet um Wirtschaftshilfe für die darniederliegende Lollipop-Industrie, und Rembrandt fährt auf Trockenreifen überraschend Tagesbestzeit. Wer hätte das gedacht? Als ich am darauffolgenden Tag den staunenden Kollegen erkläre, Coluche wolle sich ernsthaft um die Präsidentschaft bewerben, ernte ich bloss Kopfschütteln. Dabei hat er es explizit gesagt, der Coluche, im Interview. Furchtbar, mit derartigen Ignoranten am gleichen Mittagstisch sitzen zu müssen.

D'Läbeslugi

«Man ist so alt, wie man sich fühlt!», heisst die vermutlich am meisten bemühte Selbst(ent)täuschung. Sicher, der Spruch mag für einen Neunzigjährigen, der sich als frühreifer Achtzigjähriger fühlt, noch so einigermassen hinhauen, dann hat es sich allerdings schon. Machen Sie selber die Nagelprobe: Mischen Sie sich mal, völlig locker, «unter» jene Alterskategorie, zu welcher Sie sich, wunschenkend, selber zuordnen. Überraschungen sind nicht auszuschliessen.

Eine optimale Gelegenheit, sich auf den Zahn (der Zeit) fühlen zu lassen, bieten Familienferien im Pauschalangebot (zum Beispiel in Tropea (Kalabrien) mit einer Hotelplan-Spezialaktion). Dies deshalb, weil man sich an Ort und Stelle, im direkten Vergleich mit Gleichalterigen, beweisen kann, sofern man muss, wie sehr man selber jung geblieben ist. Physisch, psychisch, mental, dental, und überhaupt.

Für Midlife Crisis-Anwärter – aber wer gehört denn da schon dazu? – empfiehlt es sich, falls sie sich auf dem Zehnth körperlichen Wohlbefindens fühlen, sich raschmöglichst unter die «Jugend» zu mischen, damit sie sich umgehend ein erstes, allgemein gültiges Bild der eigenen Akzeptanz machen können.

So beim Treffpunkt für ein Unihockey-Training – wie in meinem Fall

(41/197/99/NR). Etwas mehr als dreissig Interessierte, die Mehrzahl im Alter zwischen 10 und 22, stehen auf dem Platz herum, als animateur René Steffen spontan fünf Captains bestimmt, welche ihrerseits dann, schön abwechslungsweise und der Reihe nach, ihre Mitspieler auswählen und so ihre Teams formieren. Nota bene: Die grosse Mehrheit der Anwesenden kennt sich gar nicht, selektioniert wird ausschliesslich nach der äusseren Erscheinung. Langsam aber sicher nehmen die Mannschaften Gestalt an, fast jedes Grüppchen umfasst irgendwann fünf Spieler. Zur Auswahl stehen noch sechs, sieben «Übriggebliebene», den Schreibenden inklusive. «Du dort, mit dem Puma-Leibchen», erhält ein Enddreissiger sein Gnadentrost. «Spile mer z'füft, oder muess no jede eine näh?» meint ein Immer-Vorlauter, dem T-Shirt nach ein Repräsentant der Junghornusser Aefligen (Zitat: «Mir sy eso guet, dass mer gar kener Gönner oder Sponsore bruuche!»). René Steffen: «Es dörfe alli mitmache!». «Du mit den Reebok-Schuhen, dann komm Du halt» erhalte ich den Vorzug gegenüber den verbleibenden zwei «Modis» und zwei schätzungsweise 10- bis 12jährigen «Giele». Nicht auszudenken, was voraussichtlich passiert wäre, hätte ich meine weit weniger prestigeträchtigen Migros-Trainingschuhe getragen.

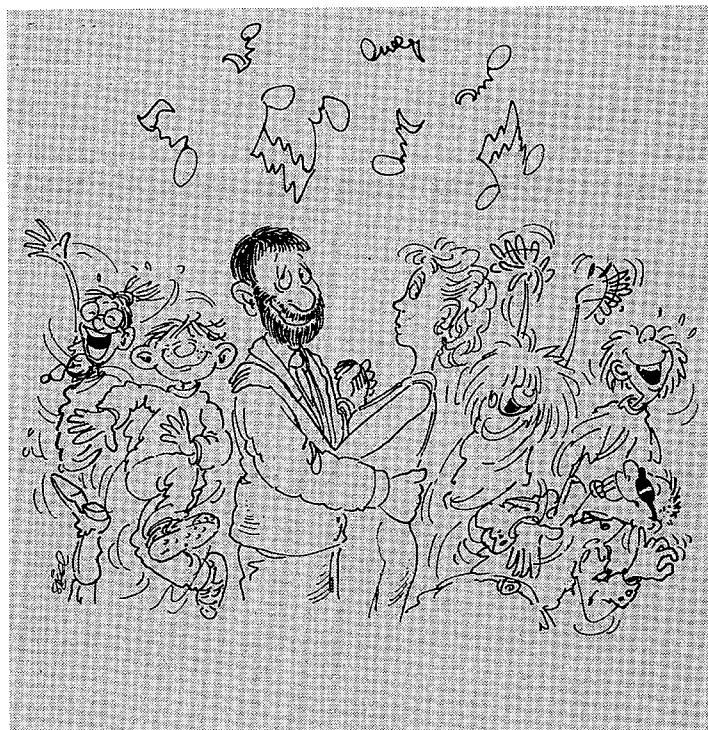
Abends ab 23:00 Uhr ist im Hotel Rocca Nettuno Disco mit DJ Mozart angesagt. Derweil unsere lieben Klei-

nen schlafen, huschen meine Frau und ich aus dem Bungalow und freuen uns, im gepflegten Rahmen «schwofen» zu können, zumal zu dieser Nachtzeit bestimmt alle wohlgezogenen Kiddies im Bett sind. Chasch danke, Teenies over and over. Und obwohl Monika und ich Leistungsausweise wie das korrekte Aussprechen von «New Kids on the Block» oder sogar «Guns 'N' Roses» vorzuweisen haben und neuzeitig von «fooden» sprechen – selbst der neueste Ausdruck «Chumm, mach e Kirche» ist uns nicht fremd –, heisst es demonstrativ und unüberhörbar, «Lueg mau, d'Gruufties sy o unterwäx».

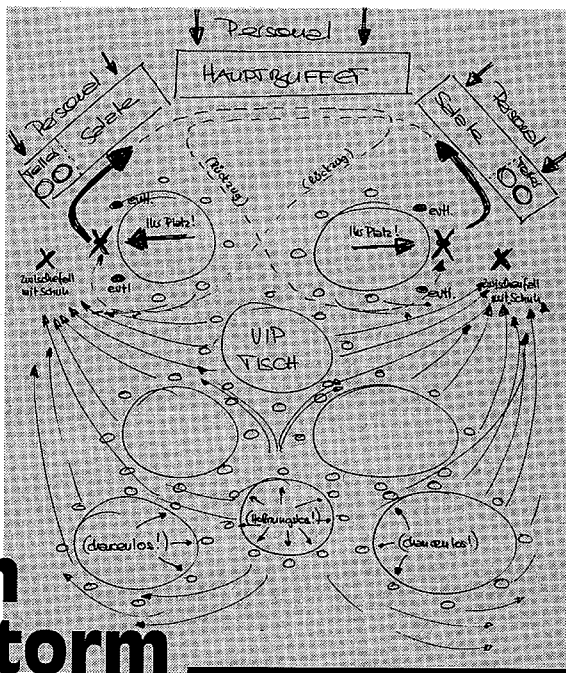
Eines nachmittags dann doch noch die vermeintliche Sternstunde: Durch reinen Zufall komme ich am Strand

mit ungefähr einem Dutzend jugendlicher ins Gespräch. Wir diskutieren über aktuelle Themen, die die jungen Leute beschäftigen, wir hören einander interessiert zu, als von Begegnungen mit Polo Hofer, Bruno Zwahlen, Pfarrer Sieber, von Gesprächen mit schwerst Drogensüchtigen und Aids-Kranken die Rede ist. Plötzlich kommt ein schätzungsweise 15jähriger Dahergelaufener, der ganz aufgereggt berichtet, wie «eine, dört äne» bereits die (damals erst seit wenigen Tagen erhältliche) CD der «Dire Straits» am Laufen habe. Sekunden später, als sich die Sandwolke gelegt hat, bleibt ein Oldie inmitten von vielen Badetüchern zurück.

O solo mio.



7



Operation Dessert Storm

„Mit feurigem Blick und mit Schaum vor dem Mund kämpft jeder für sich allein. Ein paar Veteranen im Hintergrund tragen Narben auf Hand und Gesicht, quer über die Nase und rings um den Mund, wohin die Gabel sticht.“
(Reinhard Mey, Liedermacher)

Zur Ausgangslage: Dass sich so mancher Urlauber (es sind ja glücklicherweise immer «die anderen») morgens und mittags und abends beim kalten und warmen Buffet daneben benimmt, das ist hinlänglich bekannt. Weniger bekannt, und deshalb umso interessanter, sind die zum Teil raffiniert angewandten Tricks der Promis, des Hoch- und Flachadels, der Vertreter der Regenbogenpresse sowie

jene der Politiker beim Schlemmerbuffet mit wohlütigem Charakter. Ich erinnere mich ganz vage an eine derartige, von ungeübten Buffetgängern kaum wahrzunehmende Schlacht in einem ungenannt sein wollenden Berner Nobelhotel, welches mit Bellevue anfängt und mit Palace endet. Hier die wichtigsten Erkenntnisse daraus.

Zur Standortsuche: Das A und O jeder erfolgreich durchzuführenden kulinarischen Überlebensübung stellt die Standortsuche für den Kommandoposten dar. Ihre optimal eingerichtete operationelle Basis befindet sich immer – immer! – in unmittelbarer Nähe des Munitionslagers, sprich der bereitgestellten Teller. Als geradezu genial gilt, wenn Sie gleichzeitig Teller, Buffet und einen Grossteil des Saals überblicken und überwachen können. Aus dieser Position der Stärke heraus können Sie Ihre Aktionen koordinieren (siehe Skizze).

Zur Täuschung: Von vielen erfahrenen Strategen als «der heikelste Augenblick» des gesamten Gastro-Feldzuges bezeichnet. Merken Sie sich: Alle – alle! – Anwesenden sind gleichermaßen «giggerig» auf den Startschuss zur Erstürmung des Buffets, bloss ist meistens kein offizieller Starter da (gewöhnlich gut unterrichtete Quellen besagen, dass er nach den letzten Manövern das Handtuch geworfen hat). Und weil nun niemand sich der Schmach aussetzen will, später «der/die Erste» am Ort des Geschehens gewesen zu sein, gilt es, mit List vorzugehen. Versuchen Sie es damit: Sie stehen, für alle Anwesenden gut ersichtlich, auf (Sekunden später ist dann bereits der halbe Saal in Bewegung), gehen dann aber, überraschenderweise, nicht aufs Buffet zu, sondern bücken sich, um ihre Schuhne-steln zu binden (obwohl gar keine vorhanden). Mindestens drei ungeduldige Mitesser werden auf Ihre Täuschung hereinflallen und in ihrer blinden Gier nach Essbarem über Sie stolpern. Das unmittelbar danach einsetzende Tohuwabohu nützen Sie eiskalt aus, erheben sich als wäre gar nichts geschehen und stellen sich an die personenmässig noch sehr kurze Kolonne an. Ein paar unpassende Bemerkungen über die noch immer am Boden Liegenden helfen mit, die Schuldzuweisung in für Sie äusserst günstige Bahnen zu lenken.

Zum Angriff: Konzentrieren Sie sich bei der ersten und vorentscheidenden Angriffswelle unbedingt – unbedingt! – auf Ihre zwei, höchstens drei Liebesspeisen: Crevettencocktail, Kartoffelgratin und Kiwi-Torte beispielsweise. Füllen Sie den Teller randvoll damit, ungeachtet dessen, was Ihre ohnehin nur neidischen Gegner davon halten mögen. «Der brave Mann denkt an sich; selbst zuletzt», hat Schiller mal geschrieben. Oder war es Werner K. Rey? Wie dem auch

sei: Lassen Sie sich, einmal an den Tisch zurückgekehrt, auch nicht durch eindeutig zweideutige Blicke Ihrer Tischnachbarn beirren.

Zur Verteidigung: In der zweiten Phase müssen Sie Ihre errungene Vormachtsstellung konsolidieren. Versuchen Sie, beim zweiten Gang die Speisen «zweiter Priorität» zu erobern. Bei sich anbahnenden Zweikämpfen genügt im unübersichtlichen Gedränge oftmals nur ein kurzes, aber heftiges Ausschlagen des Ellenbogens, um Ihrem Gegner den Teller effektiv aus der Hand zu schlagen. Das diskrete und (un)beabsichtigte Auf-dem-Fuss-Stehen engt den Aktionsradius vieler Gäste entscheidend ein. Als ausgesprochen unfein gilt hingegen, einer Dame Sauce über das Kleid zu kleckern, nur um sie damit vorübergehend aus dem Verkehr zu ziehen.

Zum Psychologischen: Ihre ungewöhnlich erfolgreiche Art der Nahrungsaufnahme wird einigen unverbesserlichen Nörglern nicht unverborgen bleiben. Es ist deshalb unerlässlich, dass Sie auf die Psychologie zurückgreifen. Irgendwann kommt selbst bei Ihnen der Moment, wo Sie eine Essenspause einschalten müssen. Nützen Sie diese zum konstruktiven Dialog mit kritisch dreiblickenden Zeitgenossen. Ein pointiert vorge-tragenes «Langsam gnüegelet's eim...» erzeugt Schuldgefühle, selbst wenn man noch an der ersten Portion herumgoutiert. Lädt man dann noch ein «Derby git's eso viel Hunger uf dere Wält» drauf, ist der anerzogene Komplex komplett, der Abend ruiniert, die Bahn für Sie frei.

«Das war die Schlacht am kalten Buffet, von fern tönt das Rückzugssignal. Viel Freud', viel Ehr', viel Frikassee. Na denn, Prost bis zum nächsten Mal, ju-hee!» (Reinhard Mey)

NA, WIE WAR'S
IM URLAUB, HERR
BORNHAUSER?

Mmmpfüügg- öönggll



„Liesse man den Leuten die Wahl, so würden sich vermutlich nur die wenigsten nachts für einen einsamen Spaziergang durch den Friedhof entscheiden. Auch die arme Armee würde einen Aderlass sondergleichen erleben. Und: Wer geht schon gerne freiwillig zum Zahnarzt?“

42 Es gab eine Zeit, da liess ich meine Tantchen gleich reihenweise das Zeitliche segnen, nur damit ich, angeblich wegen einer neuerlichen Bestattung,

den Termin bei der Zahnärztin kurzfristig verschieben konnte. Als dann die gesamte noch lebende Ahnengalerie aufgebraucht war, da mussten jeweils explodierende Automotoren oder Killerviren als Ausrede hinhalten. Kurz: Wenn es um die Konsultation beim Zahnarzt geht – von einem Besuch zu sprechen, wäre ja wohl vermessen –, dann bin ich kein Feigling, dann bin ich bereits das Übernächste. Vor vielen Jahren beglückte ich eine Dentistin im bundesdeutschen Grenzgebiet mit meiner Aufwartung; weil

sie besonders billig bohrte. Dementsprechend preiswert präsentierte sich ihre Einrichtung: Folterstuhl, eher einem ausrangierten Coiffeurstuhl gleichend, und sichtbare Transmissionsriemen für den Antrieb des Bohrkopfes (blieb der Bohrer mal stecken, wusste man nie, was sich als nächstes wieder zu drehen beginnt: Bohrer, Zahn oder Stuhl), aber immerhin leistete sie sich eine wunderschöne Gehilfin, frei nach der Devise «mit Zuckerbrot und Peitsche».

Meine, objektiv gesehen, ohnehin nicht grandiosen Chancen, die Angebetete einmal ausführen zu können, schwanden endgültig mit jenem Tag dahin, an dem ich bei einer zahnärztlichen Behandlung glatt ohnmächtig wurde und sich der Inhalt meiner Blase während dieser Augenblicke körperlicher Unpässlichkeit verselbständigte, wenn Sie wissen, was ich damit meine. Unmittelbar nach diesem Malheur geschah zweierlei: Ich beschloss, zu einem Dentisten nach Bern zu wechseln, und nahm mir gleichzeitig selber das Gelübde ab, Stunden vor einem Zahnarztbesuch nichts mehr zu trinken. André Michel benimmt sich zwar nicht unbedingt wie ein staatlich geprüfter Seelsorger, aber in Sachen Zahnarbeit ist er ein As. Trotzdem: Sein Porträt habe ich nicht auf dem Nachttischchen stehen.

Nach jeder letzten Runde eines Showdowns darf man bei Michels, in einem Anflug von Masochismus, auf einem Kärtchen Name und Adresse aufschreiben, damit der Meister acht, neun Monate später automatisch zur nächsten Kontrolle aufbieten kann. Selbstverständlich lasse ich diese Anforderung jeweils ungenutzt verstreichen. Mein Peiniger lässt sich so leicht aber nicht austricksen. Im Gegenteil: Er legt einen Zahn zu, indem der nächste Marschbefehl hinterlistigerweise durch eine verführerische

weibliche Stimme direkt ins Büro kommt. Bingo. Da muss man schon verdammt gut sein, um der Verlockung zu widerstehen. Nun ja, irgendwann gewinnt die Assistentin das ungleiche Spiel so oder so.

Jedes Mal, wenn ich bei der Praxistüre läute, da hoffe ich insgeheim, Dr. Michel sei nicht da, oder dass ein Stromunterbruch seine Apparaturen lahmgelegt hat. Nobis, jedes Mal die gleiche Enttäuschung. Die Assistentin öffnet die Türe und sagt, ihrer Berufsehre folgend, zähnefletschend: «Guten Tag, wenn Sie bitte noch einige Minuten im Wartezimmer warten wollen.» Verdammisiechnonemau, erstens habe ich ja keine andere Wahl, und zweitens, was soll man in einem Wartezimmer denn anderes tun, als warten? «Nebelspalter» und «Schweizer Familien» anzünden und die Liegenschaft in Schutt und Asche legen, vielleicht?

Apropos Liegenschaften: Die an sich noch schmerzfreie Kontrolle der Beiserchen ist im Grunde gar nichts anderes als eine lautstarke Bestandesaufnahme sanierungsbedürftiger Gebäude. Ab und zu sind auch Abbruchobjekte zu finden.

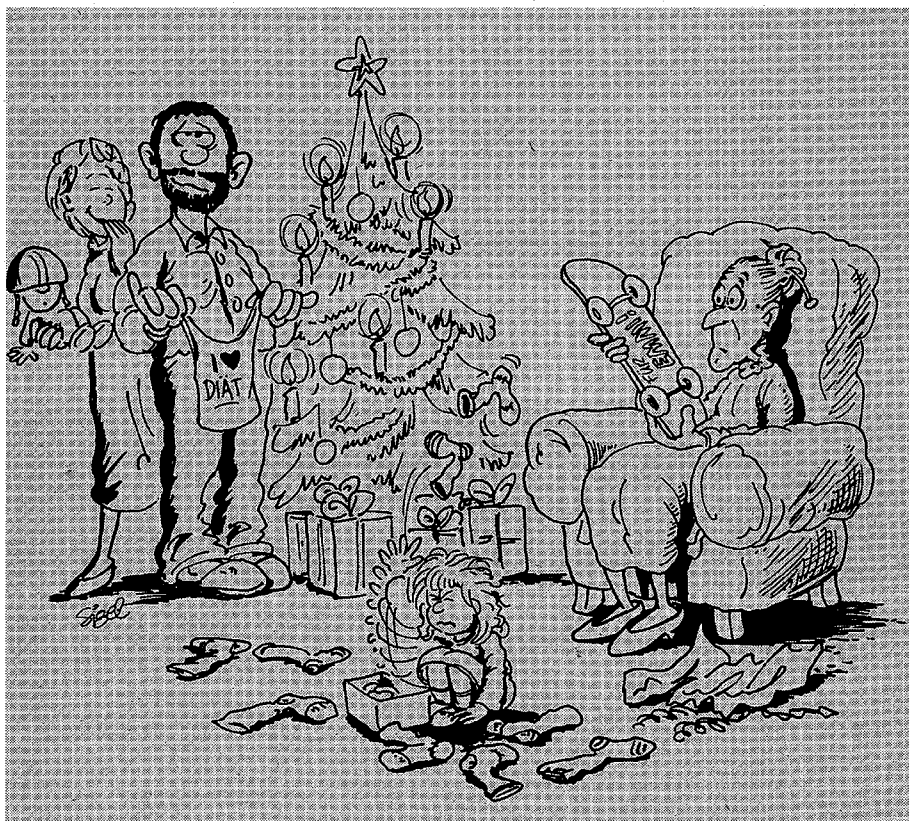
Ohne Spritzen läuft bei mir nichts, am liebsten würde ich mir auch eine bei/von der Dentalhygienikerin verpassen lassen. Nur die wenig erbauliche Aussicht, damit zum Gespött der ganzen Stadt zu werden, spricht vorläufig noch dagegen.

André Michel ist ein schweigsamer Schaffer. Das kommt daher, dass seine Patienten ihm ständig unverständliches Zeug zum besten geben. Kunststück, was soll man mit Klemmen, Schlürfer, Wattestäbchen, fremden Fingern, Bohrer und Spiegelchen im Mund noch anderes antworten können, als «Mmmpggüüggöönggll»?

«Oh, Du Fröhliche...»

„Mit regelmässiger Regelmässigkeit nehmen sich Herr und Frau Schweizer vor, nie mehr – nie mehr! – aktiv am jährlich stattfindenden Weihnachts-Kommerz-Rummel mitzumachen. Bis zum 20. Dezember lässt sich dieser Voratz mehr oder minder einhalten, danach brechen aber sämtliche Dämme, vor allem, wenn man durch eine geziel-

te Indiskretion erfährt, dass dieser oder jene - und sei es bloss der Göttibueb - an einen denken wird. Der «Berner Bär» möchte Sie deshalb, wenige Tage vor dem Fest, vor dem Schlimmsten bewahren. Hier also einige Tips für kurzfristig zu disponierende Prä-sente. „



Für die Schwie(ri)gelmutter: Machen Sie sich beliebt, beweisen Sie Weitsicht und kommen Sie Ihrem zu erwartenden Ärger über die kostenreiche Entsorgung des Festtags-Abfallberges zuvor: Mit einer liebevoll verpackten Rolle gebührenpflichtiger 110-Liter-Abfallsäcke liegen Sie goldrichtig. Aber Vorsicht, Abfallsack ist nicht gleich Abfallsack. Jede Gemeinde in der Region Bern hegt und pflegt nämlich ihr eigenes Sortiment. Für Berner, Muriger oder Worber Schwiegermütter eignen sich die dort verwendeten Abfallsack-Vignetten vorerst einmal hervorragend als Päckchen-Anhängerli.

...die Ur-Grossmutter: Hier sei der Geschenkgutschein für eine Alpenüberquerung mit dem Gasballon empfohlen. Weil die Wartelisten bei den organisierenden Ballonsportgruppen schier unendlich lang sind, stehen Ihre eigenen Chancen, als Erbe selber einmal in den Genuss dieses Erlebnisses zu kommen, recht günstig.

...den widerlichen Nachbarn: Was für ein Glücksfall (für Sie), sollten Kinder vorhanden sein: Treiben Sie einen recht eigennützligen Keil zwischen Jungmannschaft und Eltern, schenken Sie den kleinen Kratzborsten ein batteriebetriebenes Polizeiauto mit lautstarker Sirene. Die Kiddies werden Sie anhimmeln, die ältere Generation wird zum Jahreswechsel widerwillig den Vorsatz fassen, ab Neujahr artig mit Ihnen zu sein.

...den praktizierenden Junggesellen: Um sein lotterhaftes Leben endlich in geordnete Bahnen zu lenken, ist ein zottiger Bobtail (à la «Zotti-das Urvieh»), der Herrchen zwingt, spät-abends und frühmorgens mit ihm – und mit niemandem anderem! – Gassi zu gehen, genau das Richtige, ein teuflisches Geschenk. Kommt hinzu, dass diese Hunderasse ausgesprochen pflegeintensiv («wäsche, lege») und anhänglich ist. «Girls, Girls, Girls»

kennt der Bobtail-Besitzer deshalb bloss noch ab Schallplatte.

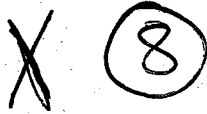
...die ältere Schwester: Noch-nicht-ganz-Teenager können eine Kostprobe ihres fortschrittlichen Vorausdenkens abgeben, indem sie mit einer individuell zusammengestellten Kollektion von sechs, sieben Höhepunkten aus dem Hause «Condomeria» aufwarten. Eine wohltuende Auflockerung der an sich besinnlich-biedereren Stimmung unter dem Tannenbaum ist dir mit diesem Geschenk sicher, genauso wie der hochrote Kopf deiner Schwester.

...den Grossvater: Als Grosspapi noch im Saft war, da wusste man nicht einmal dem Namen nach, was Riverraffing ist. Holen Sie ihm seine Jugend zurück, vermitteln Sie ihm eine Wildwasserfahrt. (Für Corega-Tabs- und Kukident-Benützer weniger empfehlenswert.)

...die Geliebte: Plündern Sie Ihr Geheimkonto, verschenken Sie sich Ihrer Teuersten gleich selber, mit einem überlebensgrossen Farbfoto Ihrer Wenigkeit beispielsweise. Für den Fall, dass Ihre Liebe nicht allein wohnt, empfiehlt sich eine auf Leichtmetall aufgezoogene farb- und witterungsechte Version, damit Sie nicht Schaden nehmen, solange Sie bildlich draussen irgendwo im Regen stehen...

...den Chef: Freude bereitet in jeder Situation ein von allen Angestellten unterschriebenes Kärtchen: «Für ein Geschenk haben die Löhne nicht ganz gereicht, vielleicht klappt's nächstes Jahr!»

Barlez-wuh français?



Klassiker & Evergreens gibt es überall, nicht bloss in den Kinos und am Radio. Selbst in der Hitparade für Realsatiren leben gewisse Erlebnisse immer wieder auf. Dass beispielsweise der Alltag beim «Freund und Helfer» sich ab und zu nicht standesgemäss à la Derrick, sondern eher wie beim Gendarmen in St. Tropez abspielt, das beweist die heutige Episode auf dem Polizeiposten Länggasse an der Berner Mittelstrasse.

Hauptstrasse Sierre-Sion. Bereits im Rückspiegel ist er zu sehen, jener mit vier zusätzlichen Scheinwerfern ausgestattete, tuningmässig zu einem unförmigen, hässlichen Frosch aufgeblähte Golf GTI, der, einem hellerleuchteten Weihnachtsbaum gleich, lichterhupend ausschert und Wagen für Wagen überholt. Mindestens zwei korrekt entgegenkommende Fahrer müssen ausweichen, riskieren Kopf und Kragen, um dem Schwachsinnigen zu entrinnen. Auch unser Wagen entgeht, nur knapp dieser Art von Car Wars.

Von den Mitfahrern werde ich, während einer eilends einberufenen Konsultativabstimmung, einstimmig dazu auserkoren, den Henker anzuzeigen. Weshalb denn immer ich? Das Ganze erinnert verdächtig an die Schulzeit in der Sek. Hochfeld. Als es damals im Winter jeweils hiess, «chumm mir schiesse e Schneeballe

dür's Fänschter», da war es fast immer «dr Thomasli», der fatalerweise zur Tat schritt (und dann dafür meistens auch erwischt wurde), derweil sich die sauberen Kameraden aus dem Staub machten. Beat Reber, Carlo Colombi, André Nicolet, Philippe Huelin oder Sergio de Maddalena, und wie sie alle hiessen... (Ja, g e n a u Euch meine ich!)

Sygseso, nachdem ich die Sache dreimal überschlafen habe, begeben mich eines morgens schliesslich doch zum Polizeiposten Länggasse. Der diensttuende Polizist (an seiner Uniform als solcher klar erkennbar), in die Boulevardzeitung blickend, erklärt sich im Anschluss an das korrekt ausformulierte Vortragen meines Anliegen für «nicht zuständig». Sein für derartig heikle Spezialfälle offenbar eigens trainierte Kollege ist allerdings abwesend. Und überhaupt, ob ich mir das gut überlegt hätte? So eine Anzeige, die bringe, das könne er mir jetzt bereits sagen, erfahrungsgemäss «nicht viel», bloss Unannehmlichkeiten, und sowieso, so ohne Zeugen, da... «Es gibt aber Zeugen, notfalls, ich stehe einfach stellvertretend für sie da, quasi». Nachdem sich weiter herausgestellt hat, dass zeugenseits niemand mit mir verheiratet ist, montiert der Beamte die nächste Hürde auf dem Verhindernis-Parcours.

«Wissen Sie, voraussichtlich werden Sie mehrmals nach Sion fahren müssen, falls es eine Zeugeneinvernahme und anschliessende Gerichtsverhandlung gibt», gibt der Mann stirnerunzelnd zu bedenken. «Macht nichts», bekommt er zur Antwort. «Aha... Sion liegt aber nicht unbedingt in der Nähe.» - «Wissen Sie, ich bin relativ viel in jener Gegend.» - «Nun, das müssen Sie wissen. Aber eigentlich ist, zum Glück, ja nichts passiert. Aussage steht dann gegen Aussage. Wollen Sie es sich doch nicht noch einmal überlegen?». Nein, jetzt

erst recht nicht. «Kommen Sie am Nachmittag wieder, und wenn Sie nicht erscheinen, brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen, wir wissen dann einfach, dass Sie es sich anders überlegt haben.» «Uf Wiederluege», im wahrsten Sinne des Wortes.

Beim zweiten nachmittäglichen Anlauf ist «Special Agent Cooper» endlich da. Hinauf in den ersten Stock. Im Büro, in welchem mir Platz geboten wird, stehen noch eine leere Weissweinflasche und zwei ebensolche Gläser herum (womit ich aber explizit

nicht behaupte, hier hätte zuvor eine Party stattgefunden!). Ich werde aufgefordert, alias Dale Cooper den ganzen Vorfall nochmals exakt zu schildern. «Sie bestehen also darauf, eine Anzeige zu erstatten?» – «Tue ich.» – «Entschuldigung die Frage, aber Sie wissen, dass die Zeugeneinvernahme in Sion in französischer Sprache geführt wird?» – «Soll ich Ihnen den Vorfall gleich en français in Ihre Schreibmaschine diktieren?» Ich muss nicht. Zwar verwechselt Cooper ein-, zweimal Sitten mit Sierre, resp. Siders mit Sion, aber ansonsten geht alles glatt über die Bühne.

«Irgendwann» einmal erhalte ich den Zwischenbescheid, man warte auf Bericht aus dem Wallis, worauf ich aufgeben. Was behaupten Sie da, liebe Leserin, lieber Leser? Die Anzeige wäre doch gar nie abgeschickt worden? Ich verbitte mir diese ungeheuerliche Feststellung! Aus Protest über Ihre verwerflichen Gedanken weigere ich mich, während der nächsten sechs Monate, eine Satire zu schreiben. Voilà! Augenzwinkernd...



Inhaltsverzeichnis

Vom Hopp-Ring und dem Telumpf	2
Cabaret Rotstift zu Wohlen	4
Steuer-Mann ahoi!	6
Bürogummi als Verkaufskanone	8
Frei oder nicht frei?	10
Episödchen	13
S'Hübscheli und s'Pouletbrüstli ...	14
Imobersteg? Oberholzer?	
Aufdermauer?	16
Episödchen	18
Fk Sdt Wiedmer, Fk Sdt Bornhauser	20
Waterloo für A- und B-,	
für B- und A-Post	22
Von fransigen Teppichen	24
Rent-an-Oldie	26
Der grosse Kommunika-Tor	28
Gratis Facelifting	30
Borbarass' Geist ...	32
«Da, nagusty proschnijj davarisch»	34
Hans Rüz als falscher «Dr.» entlarvt	36
D'Läbeslugi	38
Operation Dessert Storm	40
Mmpfzüggönggll	42
«Oh, Du Fröhliche ...»	44
Barlez-wuh français?	46

Eine neue Serie von Kurzgeschichten erscheint ab Herbst 1992 im «Berner Bär»

